P.o.germ. Wieland
1594 ng - 48

GESCHENK
FRESENIUS

<36625095600016

<36625095600016

Bayer. Staatsbibliothek

16. Bd.

Ebner del. G. Dobler ſc.

Biberach,
Wielands Geburtsort.

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Acht und vierzigster Band.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Historische und biographische Werke.

= Miscellaneen 3. Theil

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

GESCHENK
FRESENIUS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I.

1. Jesuiten. Ein Wort für dieselben.
2. Joinville.
3. Isokrates.

K.

Kritiker.

L.

1. Loyse Labé.
2. Linguet. Dessen Annalen und Lavaters fysiognomische Fragmente.
3. Justinus Lipsius.
4. Lucian von Samosata.

5. Lucius von Paträ.
6. Lucretius.
7. Lussan.

M.

1. Machiavelli.
2. Mäcenas.
3. Mährchen.
4. Magnetismus.
5. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin.
6. Vom heiligen Martin.
7. Mauren, eine kritische Kleinigkeit.
8. Merlin der Zauberer.
9. Moral der Natur.
10. Juliane Morell.
11. Thomas Morus.

N.

Das Narren- und Eselsfest.

P.

1. Papst. Von der Titulatur: Haupt der Christenheit und Päpstliche Heiligkeit.
2. Theofrastus Paracelsus.
3. Parade.
4. Philosofie bei den Griechen und Römern.
5. Pirkhaimer.
6. Christine von Pisan und ihre Schriften.
7. Platon. Ueber etwas, das er gesagt haben soll und nicht gesagt hat.
8. Pompejus. Rechtfertigung eines schönen Wortes desselben.

R.

1. Die Wunderflasche des heil. Remigius.
2. Des Roches, Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.
3. Marie von Romieu.

S.

1. Hans Sachs.
2. Sallustius.

3. Sarpi. Urtheil des Kardinals du Perron über ihn.
4. Schärtlin.
5. Schicksalstragödie.
6. Anna Maria von Schurmann. Nebst einen Auszug aus der Eukleria.
7. Algernon Sidney.

Miscellaneen.

Dritter Theil.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

I.

1.

Jesuiten.

Ein Wort für dieselben.

1789.

Wie übel ich mich auch durch diese Ueberschrift bei vielen meiner Freunde empfehlen werde, das Wort ist nun einmal heraus, und ich, dem vielleicht die Jesuiten selbst eine solche That nicht zugetraut hätten, erscheine hier öffentlich, nicht zwar um eine förmliche Apologie für sie zu schreiben — eine Unternehmung, deren Ausführung (wenn ich auch denn Willen dazu haben könnte) Wundergaben erforderte, an die nur ein Wunderglaube Anspruch machen kann — sondern bloß ein paar Worte für sie zu sprechen, um mein vielleicht zu zärtliches Ge-

wissen zu befriedigen, da es mir wenigstens probabel vorkommt, daß man doch hin und wieder auch etwas zu strenge mit ihnen verfahren seyn könnte.

Ich sehe freilich verschiedene sonst verständige und wackre Männer, bei denen es etwas ausgemachtes scheint; daß man dem gemeinsamen Feinde der Aufklärung nicht leicht zu viel thun könnte; aber jeder hat in solchen Dingen seine Art zu sehen; ich streite mit niemand über die seinige, und verlange dafür auch nichts für die meinige — als Toleranz.

Das Institut der Jesuiten mag immerhin in sich eine schädliche Tendenz haben; dieser Orden mag sich, durch seine grenzenlosen Anmaßungen, seine Herrschsucht, seine Begierde alles in seinen Wirbel zu ziehen, und durch die Uebelthaten, wozu Stolz und Habsucht verleiten können, so verhaßt gemacht haben, daß man alle seine glänzenden Vorzüge und Verdienste um so eher vergessen hat; — davon soll jetzt die Rede nicht seyn: ich behaupte nur, daß den Jesuiten kein Unrecht geschehen müsse, und wenn sie auch (absit blasphemia!) den großen Lucifer selbst an ihrer Spitze hätten — und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

Mir, der sich allem was Mensch heißt so nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Kappadozia, Pontus oder Asia gelebt hat, kann un-

recht thun sehen, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen — mir kann es also um so eher zu verzeihen seyn, wenn ich nicht stark genug bin, daß ich einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder — Jesuiten seyn, kann Unrecht thun sehen, ohne in Versuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen.

Zwar hätte ich Gründe genug, mich von dieser Donquischotischen Neigung, allen Bedrängten zu Hülfe zu eilen, im vorliegenden Falle dispensirt zu halten. Die Jesuiten bedürfen meines unmächtigen Schutzes nicht; — ich habe, meines Wissens, nie einen Freund unter ihnen gehabt, und bin, außer einem einzigen höchst unschuldigen alten Manne, der, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, schwerlich je eine große Rolle im Orden gespielt hat, nie mit einem von ihnen in der mindesten Konnexion gewesen; — ich fürchte und hoffe nichts von ihnen; — noch mehr, ich glaube den Geist ihres Instituts zu kennen, und gestehe ihnen unverholen, daß er in meiner Dämonologie eine etwas zweideutige Figur ausmacht — um nichts unhöfliches zu sagen. Aber eben um alles dessen willen kann ich keinen andern Beweggrund als einen sehr unverdächtigen haben, wenn ich behaupte: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig ist, ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit so

vielen andern Sekten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch am schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann als in dem Schauspiele, die Jesuiten, geschehen ist, in Beziehung auf welches ich bloß nach der Wirkung, die es auf mich und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein Paar unschuldige Fragen zu thun habe.

Wie kommt es denn, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein Tropf ist, sich durch ein Paar süße Wörtchen und Blicke der schönen Antonia Viskonti verführen zu lassen, den Jesuiten in Freiheit zu setzen, wiewohl wir wissen, daß dieser sie nur anwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu schaffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermals nur für die Jesuiten? Warum hätte uns der Verfasser keinen schlimmern Dienst thun können, als wenn er den Bösewicht

Montenegro auf dem Schaffot hätte sterben lassen? Und warum ist der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor der Päpstlichen Bulle in Montenegro's aufgehobener Hand zu Boden stürzen, und unsre lieben Jesuiten wieder in Freiheit sehen? — Wäre also (wie man doch wohl aus allerlei Ursachen denken sollte) des Verfassers Absicht gewesen, uns gegen die Jesuiten, die er in Montenegro's Person beinahe zu eingefleischten Teufeln macht, mit Abscheu zu erfüllen; so müßte man gestehen, daß es ihm nicht sonderlich damit gelungen wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausgenommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariser Bürger bei Pradons Judith:

Je pleure helas! ce pauvre Holoferne
Si mechamment mis à mort par Judith!

Ob es nun Herrn Hagemeisters Meinung war, daß wir so viel Antheil an den Jesuiten nehmen und durch ihre Befreiung und Rettung so glücklich gemacht werden sollten, muß er selbst am besten wissen.

Doch es soll hier nicht von gefabelten Jesuiten, sondern nur von einigen Vorwürfen die Rede seyn, die den wirklichen Jesuiten gemacht wurden, und worin ihnen meiner geringen Einsicht nach, ein wenig zu viel geschieht. Es ist eine so simple Sache, daß

vielen andern Sekten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch am schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann als in dem Schauspiele, die Jesuiten, geschehen ist, in Beziehung auf welches ich bloß nach der Wirkung, die es auf mich und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein Paar unschuldige Fragen zu thun habe.

Wie kommt es denn, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein Tropf ist, sich durch ein Paar süße Wörtchen und Blicke der schönen Antonia Viskonti verführen zu lassen, den Jesuiten in Freiheit zu setzen, wiewohl wir wissen, daß dieser sie nur anwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu schaffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermals nur für die Jesuiten? Warum hätte uns der Verfasser keinen schlimmern Dienst thun können, als wenn er den Bösewicht

Montenegro auf dem Schaffot hätte sterben lassen? Und warum ist der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor der Päpstlichen Bulle in Montenegro's aufgehobener Hand zu Boden stürzen, und unsre lieben Jesuiten wieder in Freiheit sehen? — Wäre also (wie man doch wohl aus allerlei Ursachen denken sollte) des Verfassers Absicht gewesen, uns gegen die Jesuiten, die er in Montenegro's Person beinahe zu eingefleischten Teufeln macht, mit Abscheu zu erfüllen; so müßte man gestehen, daß es ihm nicht sonderlich damit gelungen wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausgenommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariser Bürger bei Pradons Judith:

> Je pleure helas! ce pauvre Holoferne
> Si mechamment mis à mort par Judith!

Ob es nun Herrn Hagemeisters Meinung war, daß wir so viel Antheil an den Jesuiten nehmen und durch ihre Befreiung und Rettung so glücklich gemacht werden sollten, muß er selbst am besten wissen.

Doch es soll hier nicht von gefabelten Jesuiten, sondern nur von einigen Vorwürfen die Rede seyn, die den wirklichen Jesuiten gemacht wurden, und worin ihnen meiner geringen Einsicht nach, ein wenig zu viel geschieht. Es ist eine so simple Sache, daß

gleich gut gesinnte Freunde der Wahrheit über Dinge, die mehr als Eine Seite haben und in mehr als Einem Lichte betrachtet werden können, verschieden denken. Also, ohne weitere Vorrede zur Sache!

Der in dem Jesuitischen General-Kapitel, worin P. Lainez zum ersten Successor des heil. Ignazius Loyola erwählt wurde, festgestellte Grundsatz „eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren,“ ist, meines Erachtens, an sich ein ganz unschuldiger, ja sogar ein löblicher Grundsatz. Zwar in so fern er unbestimmt ist, könnte er freilich einen geheimen Sinn haben: indessen ist er doch nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Satze, „die politischen und sittlichen Veränderungen der Menschen nach Sinnlichkeit und Eigennutz, zur Richtschnur der Religion zu wählen.“ Ob die Jesuiten dieses letztere wirklich gethan haben, ist eine andere Frage, in die ich mich einzulassen keinen Beruf fühle! genug, daß jener Grundsatz sie dazu weder verbindet noch berechtiget. Und ist es am Ende nicht der nämliche, den die gelehrtesten und erleuchtetsten Theologen der Protestanten in unsern Zeiten angenommen und befolgt haben? Die Theologie ist eine Art von Doktrin, wo wenigstens sehr viel auf Vorstellungsart und Methode ankommt. Beide ändern sich mit den Zeiten. Aufgeklärtere Zeiten, mehr verfeinerte Menschen, andere Verfassungen, Verhältnisse, Lagen und Bedürfnisse,

machen es daher sogar nothwendig, auch eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren, wenn den Lehrern anders daran gelegen ist, (und den Jesuiten war sehr viel daran gelegen) Wirkung durch sie zu thun. Ich dächte daher, sie hätten dieses Beschlusses wegen, der ihrem Verstand und ihrer Weltkenntniß Ehre macht, vielmehr Beifall als Tadel verdient. Wurde nicht schon St. Paul Allen Alles? und wußte er nicht zu Athen, zu Efesus und überall sich und seinen Vortrag sehr klüglich in Zeit- und Lokalumstände zu fügen?

Haben die Jesuiten das St. Augustinische Lehrgebäude von der Gnade umgeworfen? — Haben sie Waffen für den Deismus geschmiedet? — Ich wasche meine Hände davon; alles was ich hierüber sagen kann, ist: daß ich weder der erste, noch der zweite oder dritte seyn werde, der einen Stein deßwegen gegen sie aufhebt. Sie mögen wohl allerdings einen kleinen Semi-Pelagianischen Schelm im Nacken haben: aber ich, der mit sich selbst zu thun genug hat, um kein ganzer Pelagianer zu seyn, (wenn ich es nicht etwa gar schon bin, ohne es zu wissen?) möchte ihnen deßwegen keinen Prozeß an den Hals werfen.

Daß die Evangelische Moral durch den Probabilismus aus der Welt geschafft werde, ist ebenfalls eine harte Rede. Die leidigen Jansenisten haben es freilich schon mehr als hundert Jahre hin-

durch gesagt, und mehr Bücher darüber geschrieben, als ich lesen möchte — denn das einzige lesbare, Pascals lettres provinciales, habe ich wohl mehr als einmal mit Vergnügen gelesen, ohne jedoch zu irgend einer von den Grazien des heil. Augustin dadurch bekehrt worden zu seyn. — Also, gesagt und bewiesen haben sie es freilich oft genug: aber haben es die Jesuiten etwa an Gegenreden und Gegenbeweisen fehlen lassen? — Ich kenne nur Eine Moral, mit welcher die Evangelische in keinem Widerspruche stehen kann und darf. Aber wiewohl diese einzige Moral sehr deutliche und feste allgemeine Grundbegriffe und Axiome hat: so kann sie doch nicht verhindern, daß es, bei der Anwendung derselben auf besondere und einzelne Fälle, seyr oft auf Probabilität ankommt, ohne die man gar nicht durchs Leben kommen könnte. Es ist vor Epiktet und Sokrates so gewesen, und wird wohl so bleiben, so lange Menschen keine Götter sind. — Haben die Jesuiten ihren Probabilismus oft, auch wohl mit unter sehr gröblich gemißbraucht — wie leider alle Menschenkinder von jeher mehr oder weniger gethan haben und noch zu thun pflegen — so haben sie Unrecht daran gethan: aber dem ungeachtet getraue ich mir, wenn es seyn müßte, sehr probabel zu machen, daß, den Mißbrauch abgerechnet, viel Wahres an ihrem Probabilismus ist, und man sollte ihnen keinen Vorwurf

daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hinein gesehen haben, als Andere.

Was endlich die Andacht zum Herzen Jesu betrifft, so kann ich nicht umhin

1) die Behauptung, daß der theosophische, aber dem ungeachtet gut protestantische D. Goodwin der erste Urheber dieser Andächtelei gewesen sei, ohne einen stärkeren Beweis etwas zweifelhaft zu finden. Aus dem Titel seines Buchs wenigstens ist nicht viel zum Vortheil derselben zu schließen, und es hat (sogar meines Wissens) schon lange, sonderlich seit den Zeiten des sogenannten Pietismus, auch Lutherische Geistliche genug gegeben, die von dem Herzen Jesu zu den Sündern in Ausdrücken gesprochen haben, die eine hübsche Grundlage zu Visionen und Andächteleien im Geschmack der holden Maria à la Coque abgeben könnten.

2) Scheint mir die Beschuldigung der Abgötterei, der die Gesellschaft Jesu, dieser Andacht zu seinem Herzen wegen, so gerade aufgehalset wird, etwas hart, und, wenn ich's sagen darf, ein wenig intolerant zu seyn. In unsern Tagen sollte man nie vergessen, daß ein armer Schelm, der vor einem Fetisch kniet, doch immer die Meinung und Absicht hat, seinem Gott zu dienen so gut ers versteht, und daß es also nicht ganz billig ist, ihn

in seiner Andacht (wie albern sie uns auch vorkommen mag) zu stören, und noch unbilliger, ihn deßwegen mit einem Titel zu belegen, den er für einen Schimpfnamen aufnimmt, und wodurch ihm, seiner Meinung nach, großes Unrecht geschieht.

3) Zweifle ich sehr, daß nicht nur die Societät Jesu in corpore, sondern selbst der heißeste und brennendste unter ihren Schwärmern, sichs jemals sollte haben einfallen lassen, das Herz Jesu, in so fern es ein Muskel ist, der das Blut einnimmt und ausgiebt, zum Gegenstande seiner Anbetung zu machen. Wie mystisch oder wie sinnlich aber auch (nach Beschaffenheit und Rezeptivität der Subjekte) die von ihnen so eifrig verbreitete Andacht zum Herzen Jesu gewesen seyn mag, oder noch ist, so dünkt mich doch

4) es komme ihnen dabei alles zu statten, was ihre Glaubensgenossen, von uralten Zeiten her, zum Behuf der Andacht zu Kruzifixen, Gnadenbildern, heiligen Partikeln des wahren Kreuzes u. s. w. geltend gemacht haben. Daß ich mir nicht einfallen lassen werde, die Frage aufzuwerfen, wie überzeugend die Gründe seyen, womit diese Art von Andacht gerechfertigt zu werden pflegt, versteht sich von selbst. Aber dieß kann ich doch wohl, ohne irgend eine glaubige oder unglaubige Seele zu ärgern, sagen: wenn Pascal und Arnaud und Nicole, und alle

die andern heiligen Eremiten von Port-Royal, mit ihren Brüdern und Schwestern im Jansenius einen heiligen und wunderthätigen Dorn aus der Dornenkrone Jesu anbeten durften; wenn die Neapolitaner sogar das heil. Blut ihres Monsignor San Gennaro, (der doch gegen den Gottmenschen nur ein armer Wurm war) anbeten, und nicht nur der Herr Bischof Scipione Ricci, sondern wahrlich alle zwölf Apostel und siebenzig Jünger in Person bei dem Neapolitanischen Volke übel ankämen, wenn sie nur ein Wort von Abgötterei bei dieser Gelegenheit fallen lassen wollten; warum wird nun gerade von diesem einzelnen Zweiglein eines an viel dickern Aesten und Zweigen so reichen Baumes, wie der Glaube des Christ-Katholischen Volks ist, so viel Aufhebens gemacht? Warum sollte das Herz Jesu weniger Recht zu Kniebeugungen und andächtigen Anrufungen haben, als ein Dorn aus seiner Krone, ein Splitter von seinem Kreuze, eine Windel aus seiner Wiege? Oder (um es gerade heraus zu sagen) warum wird den Jesuiten in einer Kirche, worin es seit uralten Zeiten von Visionen, Wundern und täuschenden Gegenständen einer mystisch-sinnlichen Andacht gewimmelt hat, ein so großes Verbrechen aus ihrer Maria à la Coque und ihrer Devozion zum Herzen Jesu gemacht? Warum sollte sich Christus nicht eben sowohl mit Maria á la Coque als mit der heil. Katharina von Siena, oder der

heil. Maria von Genova geistlich haben vermählen dürfen? Warum sollten die Jesuiten nicht eben so gut, als so manche andere Orden in ähnlichen Fällen, berechtigt seyn, eine auf die Visionen der mehr belobten Nonne (und also auf eine Art von Thatsachen, die in der Katholischen Kirche doch wohl nie nach Humischen oder Diderotischen Grundsätzen geprüft worden sind) gegründete Andacht in majorem Dei gloriam und zu mehrerer Erbauung der Gläubigen nach allem ihrem Vermögen auszubreiten? Die Jesuiten haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, konsequent zu seyn. Es ist, wo nicht der Zweck, doch gewiß eines der vornehmsten Mittel ihres großen Zwecks, die sinnliche Andacht auf alle mögliche Weise zu befördern, weil sie die lebendigste und wirksamste ist. Ist aber nicht etwa der ganze Gottesdienst der Kirche, deren stärkste Stütze sie so lange gewesen sind, auf die möglichste Erweckung und Nährung sinnlicher und bildlicher Andacht eingerichtet und abgezweckt? Oder ist die ganze werthe Christenheit, seit jenem glorreichen Tage, da Jupiter Olympius und Kapitolinus durch die Majora im Römischen Senate seiner Gottheit und dießfalsigen Possession von undenklichen Zeiten her entsetzt wurde, nicht immer gewohnt gewesen, das unerforschliche, undenkbare und unnennbare Wesen, um es à portée der armen sinnlichen Menschen zu setzen, unter körperlichen Gestalten, Symbolen und Hieroglyfen

aller Arten zu verehren? Ich meines Orts finde, daß meine weltbürgerliche Sinnesart sich mit allen Gattungen von Latrien und Dulien meiner Brüder und Schwestern auf dem Erdboden (nur allein Menschenopfer und Dominikanische Glaubensfeste ausgenommen) sehr wohl vertragen kann; und daß es mir um ein großes Theil leichter ankommt, den Jesuiten die Andacht zum Herzen Jesu als — die Pulververschwörung*) zu verzeihen: wiewohl sich freilich auch diese durch die herrliche Maxime, „Coge eos intrare," (nöthige sie hereinzukommen) rechtfertigen läßt, von welcher die Jesuiten wenigstens nicht die Erfinder sind.

---

*) Da der König von England Jakob I. den Erwartungen der Päpstlichen nicht entsprach, so überredeten Jesuiten im J. 1605. einige Schwärmer, daß Vertilgung der Ketzer ein verdienstliches Werk sey, und so wurde der Plan entworfen, den König und die versammelten Parlamente in die Luft zu sprengen. Alles war vorbereitet, der 5. November zur Ausführung bestimmt, und der höllische Plan würde gelungen seyn, wenn nicht einer der Verschwornen einem Freund im Oberhause eine Warnung gegeben hätte, die zur Entdeckung führte.

Die Veranlassung zu dieser Erklärung gab Wielanden ein Aufsatz des Raths Jagemann: Historische Nachrichten von der sogenannten Andacht zum Herzen Jesu (2. Merk. 1789. Bd. 1. S. 173.), woraus ich hier das zum Verständniß Nöthige kurz angeben will. Es könnte wohl in unseren Tagen an Interesse gewonnen haben.

Als Erfinder wird genannt der Armenianer, Thomas Goodwin, Präsident des Magdalenen-Kollegiums zu Oxford unter Cromwell, um welchen er sich verdient gemacht hatte, weßhalb er unter Karl II. seine Stelle verlor. Das Buch dieses theosophischen schwärmerischen Schriftstellers, Cor Christi in coelis erga peccatores in terris 1649, soll die Quelle jener Andacht seyn.

An der Ausbreitung arbeitete der Jesuit La Colombiere, Beichtvater und Prediger der Herzogin von York, nachmaliger Königin. Als Mittel diente ihm eine Nonne, Maria à la Coque, zu Paray le Monial in Bourgogne, im Kloster de la Visitation, von welcher Languet, nachmaliger Erzbischof zu Sens, 1729 eine ausführliche Lebensbeschreibung herausgegeben hat. In einer Vision verlangte der Heiland ihr Herz. Sie bot es ihm dar: er nahm es ihr sichtbarlich aus der Brust, schloß es in das Seine, und gab es ihr zum Unterpfand seiner Liebe wieder mit den Worten: hinführo sollst du die Ge-

liebte meines Herzens seyn. Im J. 1674 erschien ihr göttlicher Bräutigam wieder, zeigte ihr sein liebevolles Herz, und sprach: er wäre entschlossen in diesen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle seiner Liebe über die glaubigen Seelen auszuschütten, die sich einer besondern Verehrung seines Herzens widmen würden; und befahl ihr, dem P. La Columbiere, seinem Knechte, zu sagen, daß er seinem Herzen ein jährliches Fest stiften, diese Andacht nach allen Kräften ausbreiten, und allen denen, die sich derselben ergeben würden, die Sicherheit ihrer Prädestinazion zur Seligkeit verkündigen sollte. — Dieß geschah, und es fehlte nicht an Profezeihungen und Wunderwerken, welche die schnellere Ausbreitung befördern halfen. — Der Toskanische Bischof Scipione Ricci erließ 1781 einen Hirtenbrief dagegen, würde aber, wenn er das Unglück gehabt hätte, unter einem nicht so vernünftigen Fürsten zu stehen, den Verfolgungen und Verläumdungen unterlegen haben. In Italien erschienen nachmals mehrere Schriften dagegen, in Frankreich aber von Jean Felix Henri de Fumel, Bischof von Lodeve, eine Vertheidigung unter dem Titel: Le Culte de l'amour de Dieu, ou la Devotion du sacré Coeur de Jesus-Christ, welche merkwürdig ist wegen des Bekenntnisses, das Herz Jesu sey heut zu Tage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät — — unter dem

Namen des Herzens Jesu würden Häuser erbauet und Brüderschaften errichtet. Diese verbreiteten und vervielfältigten sich von Tage zu Tage mehr, und gaben dem Heiligthum Priester und Leviten, und den Städten und den Dörfern Missionaire und Apostel. — — Betrachtungen hierüber anzustellen überläßt der Herausgeber den Lesern selbst.

2.

Joinville.

Des Johann, Sire von Joinville Lebensbeschreibung des heil. Ludwigs — ist den Geschichtschreibern als Quelle, aber doch wohl den wenigsten Gelehrten aus dem Original bekannt.

Dieser Sire von Joinville stellte zu seiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneschall war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfrieds von Bouillon, und er selbst war, von seiner Mutter her, mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Er widmete sich dem König Ludwig IX. aus Neigung, war sein Kämmerer, begleitete ihn auf seinem Kreuzzug nach Palästina, überlebte ihn aber beinahe um 50 Jahre, indem er erst unter Filipp dem Langen im Jahre 1318., mehr als 90 Jahre alt, verstarb. Die letzte Erbtochter seiner Descendenz, Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte sich mit Ferri von Lothringen, Herrn von Guise, von welchem die in Frankreich etablirten Prinzen von Lothringen, Guise und Elbeuf, ab-

stammten. Die Herrschaft Joinville wurde im J. 1522. zu einem Fürstenthum erhoben.

Man hat keine Ausgabe des Werkes des Sire von Joinville, worin die Sprache der Originalhandschrift unverändert beibehalten wäre; wiewohl man sich bei der neuesten Ausgabe älterer Handschriften bedient hat, als bei den vorhergehenden. Es ist in zwei Theile abgetheilt, wovon der erste und kürzeste bloß einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten den heil. Ludwig betreffend, der andere aber seine Geschichte, von seiner Volljährigkeit an bis an seinen Tod, und hauptsächlich von dem Kreuzzug, den der Verf. selbst mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andere löbliche Tugenden dieses guten Königs, der die Ehre der Apotheosirung, auch als König, wenigstens so gut verdient hat, als der beste von den Römischen Augusten, bekannt genug sind: so will ich nur einige Anekdoten ausziehen, die den Geist, die Sitten und die Vorstellungsart der damaligen Zeiten mit starken Zügen zeichnen.

1) Das folgende Geschichtchen erzählt der Sire von Joinville aus seines guten Königs eignem Munde. Es wurde einst in der Abtei zu Clugey (deren Abt damals nebst dem zu St. Denys einer der mächtigsten Baronen des Reichs war) eine große öffentliche Dispütazion zwischen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angestellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand sich

auch ein guter Ritter aus König Ludwigs des VII. Zeiten, der sich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenstock lehnte, und an der Art, wie man bei dieser Disputazion zu Werke ging, kein sonderliches Wohlgefallen zu tragen schien. Er hörte eine Weile um so ungeduldiger zu, je weniger er, allem Ansehen nach, davon verstehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort sprechen zu dürfen; und da er solche erhalten, sagte er: man sollte ihm von diesen Juden denjenigen, der für den Gelehrtesten unter ihnen passirte, herbringen, und schwur bei seinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Räson bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meister, glaubt ihr an die heilige Jungfrau, die unsern Herrn Jesum Christ erst unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß sie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß sie die Mutter Gottes ist?“ — Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dieß alles nicht glaube. Was? sagte der alte Ritter, indem er seinen Krückenstock aufhub: du glaubst es nicht? Ich will dich glauben lehren! Und damit schlug er den Juden so derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden sahen, daß die Disputazion einen solchen Schwung nahm, liefen sie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch im Kopf auf ihre

Schultern, und liefen davon, so daß der theologische Kampf zwischen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und sprach: Sire, ihr habt da eine Thorheit begangen, daß ihr so zugeschlagen habt! „Ei was, antwortete der Ritter, ihr habt noch eine größere begangen, daß ihr eine solche Disputazion angestellt.“ — Die Art des alten Ritters, seine Religionsgegner zu überzeugen, war freilich ziemlich Ritter-, oder, wenn man lieber will, ein wenig Pferdemäßig; aber in seiner kurzen Antwort ist doch mehr Sinn, als in des Abts von Clügey ganzer feierlicher Disputationshandlung.

2) Heinrich, Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen seiner Freigebigkeit le Large zubenamt; und wirklich hatte der gute Fürst so schöne Kirchen und Klöster gestiftet, und mit allen Arten von Wirkungen seiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verschenken seine Schätze so erschöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretair, oder Maitre Clerc, wie man damals sagte, Namens Arthaud von Nogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernstande) und sogar ein Leibeigner seines Fürsten war. Da er diesen Sekretair vorzüglich liebte, so nahm sich dieser zuweilen die Freiheit, seinem Herrn wegen seiner übermäßigen Freigebigkeit nachdrückliche, wiewohl

immer fruchtlose, Vorstellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf in die Kirche ging, warf sich ihm ein armer Ritter zu Füßen, und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: Sire Comte, ich bitte euch um Gottes willen, wollet so gnädig seyn, und mir so viel geben, daß ich meine beiden Töchter, die ihr da sehet, ausstatten könne; denn ich vermags nicht aus eignen Mitteln. Arthaud von Nogent, der hinter dem Grafen stand, sprach zum Ritter: Sire, ihr thut unrecht, daß ihr meinem gnädigen Herrn etwas abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat. Der Graf, der dieß hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen Arthaud um, und sprach: Sire Villain, ihr spart die Wahrheit, wenn ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens euch noch, und schenk' euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll euch geschenkt seyn, und ich leiste euch die Gewähr für ihn.

Der arme Ritter packte sofort Meister Arthauden beim Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht los lassen, bis er sich freigekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit Fünfhundert Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde, und nach damaliger Art zu leben, mehr als hinlänglich war, ein Paar mannbare Rittertöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

5) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwigs Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzuge nach Palästina begleitete; wo gleich Anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor, und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des Aegyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie, wenige Tage nach erhaltener Nachricht von der Gefangenschaft des Königs, von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann, und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren wurde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls erfuhr, gerieth sie (um die Anekdote soviel möglich mit Joinville's eignen Worten zu erzählen) in eine so heftige Unruhe an Leib und Gemüth, daß ihr auch bei Nacht im Schlaf immer vorkam, sie sehe die Kammer voller Sarazenen, die sie erwürgen wollten; und schrie unaufhörlich: Hülfe, Hülfe! wo doch keine Seele bei ihr war, als ein alter mehr als vier und achtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer Leibesfrucht kein Unfall zustoße, die ganze Nacht am Fuße ihres Bettes wachen mußte. Und so oft die Königin schrie, hielt er sie bei den Händen, und sagte: Madame, beruhigt euch, es ist niemand da als ich, fürchtet nichts! Und kurz zu-

vor, ehe die gute Dame niederkam, hieß sie alle Anwesenden aus der Kammer gehn, außer den besagten alten Ritter. Da fiel die Königin auf die Kniee vor ihm und bat ihn, daß er ihr die Gabe verwilligen möchte, um die sie ihn bitten würde; und der Ritter sagte ihr's bei seinem Eid. Da sprach zu ihm die Königin: Herr Ritter, ich bitte euch, bei der eidlichen Zusage, die ihr mir gethan habt, wenn die Sarazenen diese Stadt einnehmen, daß ihr mir den Kopf abschlaget, ehe sie mich in ihre Gewalt bekommen können. Und der Ritter antwortete ihr: „er wolle es willig und gerne thun, und sey ihm schon selbst in die Gedanken gekommen, es so zu machen, wenn sich der Fall begeben sollte.“ Züge von dieser Stärke, die in den historischen Urkunden dieser Zeit nicht selten sind, beweisen, daß die Verfasser der alten Ritterromane die edlen Gesinnungen, so sie ihren Helden und Heldinnen geben, nicht aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt sich wohl, zur Ehre der Menschheit, zuversichtlich behaupten, daß kein Dichter fähig ist eine so schöne Gesinnung oder Handlung zu ersinnen, die nicht eine wirkliche Person irgendwo wirklich gehabt oder gethan hätte.

4) Jetzt nur noch einen Zug der erstaunlichen Dumpfheit und Leichtgläubigkeit der damaligen bravsten Leute. Joinville spricht vom Nil, dessen sonderbare Eigenschaften von andern Flüssen in der Welt, in den Augen unsrer wackern Franken ein gar

seltsames Wunder waren; und erzählt, mit der treuherzigsten Einfalt von der Welt, er komme aus dem irdischen Paradies. „Und wenn der Fluß (so fährt er fort) in Aegypten eintritt; so giebt es da im Lande eine Menge Leute, die sich auf dieß Geschäft verstehen, etwa wie die Fischer auf unsern Flüssen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden sie solche voll Gewürze, als da sind Caneel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloeholz und viele andere gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft; und sagt man, daß diese Sachen alle aus dem irdischen Paradiese kommen, wo der Wind sie von den schönen Bäumen abwirft, die im irdischen Paradiese sind; eben so wie der Wind in unsern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und alles was nun davon ins Wasser fällt, das führt das Wasser fort, und die Kaufleute sammeln's und verkaufen's uns um schwer Geld." — Es ist (wie Herr v. Paulmy anmerkt) sehr wahrscheinlich, daß die Aegyptischen, Arabischen und Indianischen Kaufleute unsern Europäern dieses Mährchen aufhefteten, um den Spezereien, welche sie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen desto gößern Werth zu geben, und ihnen die wahre Quelle, woraus sie diese Reichthümer schöpften, zu verbergen.

5) In eben diesem Geschmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Gesandschaft, die der Kan der Tatarn an den heil. Ludwig geschickt haben

soll, um ihn um seine Freundschaft zu bitten, und ihm seine Neigung zum Christ-Katholischen Glauben anzuzeigen. Es ist schwer zu sagen, wie es mit dieser unglaublichen Gesandtschaft hergegangen seyn mag; aber daß der gute König dabei betrogen worden ist, ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die Farce für Ernst, und schickte dem Kan hinwieder eine Ehrengesandtschaft in den Personen zweier Bettelmönche, eines Franziskaners und eines Dominikaners, welche drei Jahre mit ihrer Reise zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß aus des Bruder Wilhelm Rubruguis, des einen von diesen seltsamen Ambassadoren eigener (aus der allgem. Gesch. aller Reisen bekannten) Relazion berichtigt werden, und macht eine so widersinnige Geschichte aus, als nur immer eine in den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beiden Mönchischen Excellenzen überbrachten dem Kan im Namen ihres Herrn unter andern ein kostbares Zelt von Scharlach, in Form einer Kapelle, in welches (nach Joinville's eignen Worten) der ganze Christliche Glaube gestickt war, unter anderm, wie der Engel Gabriel der heil. Jungfrau erscheint, und wie unser Herre Gott geboren worden, und seine Taufe, Passion, Auferstehung u. s. w., nebst einer vollständigen Garnitur aller Erforderlichkeiten, um die Messe zu singen. Die beiden Mönche erschienen bei der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat, der eine mit einem Kruzifix, der andere

mit einem Marienbilde in der Hand, und proponirten dem Kan, im Namen seines guten Bruders des König Ludwigs IX. — ein Christ zu werden; und, um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, stimmten sie mit großen Feierlichkeiten ein helles Salve regina an. Unglücklicherweise verstanden sie gerade so viel vom Tartarischen, als man an des Kans Hofe von ihrem Latein verstand. Die ganze Gesandtschaft war also ein immerwährendes Mißverständniß, und die Anreden der Abgesandten, so wie die Antworten der Tatarn, wahre Coq-à-l'ane. Denn der Tartarische Kaiser (vermuthlich einer von den Söhnen oder Enkeln des großen Gengiskan) nahm das alles für eine Art von feierlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her, durch diese Wunderthiere von Abgesandten leisten lasse. Er schien sehr vergnügt darüber zu seyn, ließ die Herren nach Tartarischer Weise mit saurer Pferdemilch bedienen, und schickte sie mit einem Geschenke von verschiedenen schönen Pferden, und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurück, worin Se. Tatarische Hoheit sich den Titel eines Sohnes Gottes, und obersten Kan und Selbstherrscher über alle Könige und Herren des Erdbodens giebt, und dem heil. Ludwig befiehlt, sich in allem, dem Glauben und den Gesetzen des großen Gengiskan zu fügen, wenn er Theil an seiner Huld und Freundschaft haben wollte.

Die beiden Mönche brachten diesen Brief zurück, und versicherten den König Ludwig, daß der Kan sie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts leichters seyn würde, als die ganze Tatarei zum christlichen Glauben zu bekehren, und dem heil. Stuhle zu unterwerfen — in so fern nur der König und der Papst in die Projekte eingehen wollten, welche der ehrliche Rubruguis in der Einfalt seines Herzens entworfen hatte, und die zum wenigsten eben so klug ausgedacht waren, als die ganze Ambassade.

3.

Isokrates.

Vor der Uebersetzung von dessen panegyrischer Rede lieferte Wieland eine Einleitung und Grundriß derselben im Attischen Museum Bd. 1. S. 1. fgg.

K.

Kritiker.

1789.

Unlängst fiel mir folgendes Epigramm in die Hände:

Ein Dichter, den in kühnem Flug
Der Pegasus gen Himmel trug,
Erhob sich mit des Adlers Eile:
Da schrie mit ungestümen Ruf
Ein Kritikaster: weile! weile! -
Daß ich am letzten Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile.

Daß der Kritiker (wie er auf der Ueberschrift dieser kleinen allegorischen Erzählung betitelt ist) im Gedicht selbst zum Kritikaster wird, muß uns nicht irre machen. Denn, da die Rede vom Feilen ist — wovon die Aristarche, Horaze, Quintiliane, u. s. w. keinen Dichter, seine Eile möchte auch noch so groß seyn, dispensiren: so gilt es hier wohl den Kritikern selbst. Aber, aufrichtig zu reden, kein

Dichter, wie eilig ihn auch sein Pegasus gen Himmel trägt — eine Reise, die man freilich keinem, der Lust dazu hat, verbieten kann — kein Dichter ist zu entschuldigen, wenn er sich, durch diese Bilder von Pegasus, und Himmelanfliegen, und ungefeilten Hufnägeln und dergl. für gerechtfertigt hält, wenn er seine Werke nicht eben so polirt, als er sich zu thun verbunden erkennen wird, so bald er ein anderes Bild wählt, und seine Muse, anstatt zu einem Flügelpferde, zu einer Mahlerin oder Bildnerin macht. Die poetische Begeisterung (denn die ist doch wohl unter dem Pegasus gemeint) weiß allerdings von keiner Feile, und kann sie zu nichts brauchen. Auch läge dem Reiter, der sich auf einem wirklichen Flügelpferde zu den blauen und purpurfarbenen Ziegen, welche Sancho am Himmel grasen sah, erhübe, nichts daran, ob der letzte Nagel am linken Hinterhufe glatt gefeilt wäre oder nicht; oder vielmehr, auch der ärmste Kritikaster weiß, daß Pegasus, der keine andern als Luftreisen macht, gar nicht beschlagen ist; und der Epigrammatist kann es daher niemand übel nehmen, wenn er das ungestüme Geschrei des Kritikasters und die ganze Erzählung für ein sehr apokryfisches Geschichtchen hält. Aber, wie dem auch seyn mag, der begeisterte Dichter schreibt in einer Sprache, die nicht Er erfunden oder regulirt hat, sondern worin er sich nach den Gesetzen und dem Gebrauch, die schon lange vor ihm waren,

richten muß; er schreibt in Versen, die aller seiner Begeisterung ungeachtet, alle Vollkommenheiten der Eurythmie, des Wohlklangs, des schönen Flusses, und der übrigen dem Gegenstande besonders anpassenden Eigenschaften der Versifikazion haben müssen, oder abscheulich sind — und, was noch mehr ist, er bleibt, wie rasch sein Pegasus mit ihm davon fliegen mag, den Gesetzen des gesunden Denkens und richtigen Zusammensetzens seiner Gedanken, d. i. der Logik so gut unterworfen, als ob er zu Fuße ginge. Die Moral dieses Sinngedichts, wenn es anders eine haben soll, ist also auf alle Fälle Ketzerei. Daraus, daß auch das größte und vollkommenste Menschenwerk selten ganz ohne Flecken ist, folgt nicht, daß es ohne Flecken nicht noch vollkommner wäre: und wiewohl wir geringe Fehler verzeihen können und sollen, so ist doch des Dichters Ruhm, daß man ihm nichts zu verzeihen habe; und wofür wollte ein selbst vortrefflicher Dichter durch Epigramme gegen Kritiker und Kritikaster den Verdacht gegen sich erwecken, als ob er einen Freibrief gegen die Kritik zu haben wünsche?

L.

I.

Loyse Labé,

genannt la belle Cordière.

Saffo, Korinna, Aspasia, Leontium, — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten anziehendes und bezauberndes hat: wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornämlich die Italiänischen und Französischen

Versemänner, die sich im Lob ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Luise Labé, die Saffo und Korinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in Einer Person; aber eine für unsre Wißbegierde unangenehme Aehnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit ihren Griechischen Vorgängerinnen ist, daß wir eben so wenig umständliches und befriedigendes von ihrem Leben wissen als von jenem. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke, und der vom Parnasse de Dames, diesen Mangel näherer historischer Nachrichten aus seiner Imaginazion zu ersetzen gesucht, und uns unter dem Namen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliotheque des Romans, (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu seyn beginnen) unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemalt finden werden. Das Zuverlässigste was man von ihr weiß, besteht in folgendem.

Luise Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 1527 geboren. Von dem Stande und den Glücksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé, heißt, ist alles was man von ihm weiß; das übrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art, wie er sie erzog, und zuerst in der Welt producirte, hergenommen,

aber um so ungewisser sind, da es eben so wohl möglich ist, daß er an diesem allen wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muß ihre Erziehung so außerordentlich gewesen seyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstand Griechisch und Latein, Italiänisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgils Camilla, und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Uebungen — kurz Luise Labé war, in einem Alter wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für dieß alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beigefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläßt, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises,
Ces miens ecrits plens d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma folle jeunesse,

Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recensirt sie verschiedene Arten von Lastern, womit der größte Theil der Sterblichen behaftet sey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes née
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon oeil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis:
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplû que mesdire de lui.

Kurz, das Bild das sie von der Unschuld und gutherzigen Beschaffenheit ihres Charakters macht, verdient um so mehr für wahr gehalten zu werden, da dieß der gewöhnliche Charakter der Seelen ist, über welche die Liebe die meiste Gewalt hat. Denn diese (wie sie offenherzig gesteht) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo sie unerfahren genug war, sich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen sie sich einzig gewidmet, vor Amors Nachstellungen sicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit envieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-la, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante ou la haute Marfise,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Marset le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Ariosts (wie er in Italien heißt) war um diese Zeit in Frankreich beinahe eben das, was er von seiner ersten Bekanntmachung an bei seiner eignen Nazion war — das Buch, das jedermann las und wieder las — soviel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so sehr die weisen Herren, die sichs fürl Schande hielten, an Mährchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten.

Vermuthlich war es das Lesen dieses so reizvollen poetischen Ritterbuchs, was in der jungen Luise Labé den allzukühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariosts nachzueifern. Genug sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin, nachmals König Heinrich II., wohnte der Belagerung von Perpignan bei, und machte unter dem Namen des Kapitain Loys so viel Aufsehen, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehemaligen Ritterzeiten; Franz I. und der Dauphin Heinrich waren beide stark im Geschmack der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castillianischen ins Französische übersetzt, die Lieblingslektüre des Hofes und der Nazion wurden, schienen dem Geist der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieß der jungen Luise bei einem Abenteuer zu statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damals eine ganz andere Wirkung that, und die junge Heldin, anstatt ihr zum mindesten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten courtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens eben so bewunderungswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin besteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi ist,

die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sey, als daß sie in den Fußstapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbern zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab als man gehofft hatte, und Kapitain Louis kehrte, wieder in Luise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, statt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Saffo zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager vor Perpignan beigebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionnoise, herausgab, ist nichts zuverläßiges von ihr bekannt; aber sowohl aus der Unterschrift Loyse Labé, als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung, und dem Umstande, daß die poetischen Stücke dieser Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli bestehen, ist zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkt erfolgt sey. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession so emporgeschwungen, daß er sie

zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damaliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufaktur und Handlung, so daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Namen de la belle Cordière behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyonnische Saffo beilegte, schon ein bejahrter Mann gewesen seyn, und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn, da er ohne Kinder verstarb, hinterließ er ihr, unter Substituzion seiner Neffen, den Besitz seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im März 1566 im vierzigsten Jahr ihres Alters, und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem

Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds zu profitiren, der sichs zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieß war der Zeitpunkt, wo Loyse zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie Niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem,

„was edle Seelen Liebe nennen,"

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verläumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowohl ihre eignen Poesien, als die indiskreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hierzu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen: aber daß in diesen oder jenen etwas sey, das die schändliche Qualifizirung Courtisane Lionnoise, womit Bayle unsre Lyonische Saffo auf das bloße Zeugniß des Du Verdier *)

*) In seiner Bibliotheque Françoise, die zu Lyon im Jahr 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterin, welche Bayle

belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerin selbst gelesen, noch (wie es scheint) andere gleichzeitige Geschichtschreiber *), die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurf, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freigesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte dieser Loyse Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht bloß poetischer Uebung halber erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Margerite von Navarra ungeachtet ihrer sehr freien Novellen, eine Frau von unbezweifelter Tugend seyn konnte: so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyse Labé wegen einer unfreiwilligen und wahren Leidenschaft für einen Einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen, zur Courtisane

---

ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederholt zu werden. W.

*) Z. B. Guillaume Paradin in seiner Histoire de Lyon 1573. Fol. L. III. chap. 29. François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliotheque Françoise 1584. fol. p. 281.

machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtener Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß sie sich bei Publikazion ihrer Gedichte nichts Böses bewußt war, und, außer dem Tadel der Kunstrichter, keine andre Gefahr dabei zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beigedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daß man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, das sich z. B. so loben ließe:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleure l'odeur de la Sabée,
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ce semble, expressement

Pour mirer sur ce beau Chef d'euvre
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre).
u. s. w.

Allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amors Pfeil angeschossen und also nicht recht bei Verstande war; zweitens, daß er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariosts Olympia wetteifern, oder sie vielmehr ziemlich wörtlich kopiren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsards und Marots Gedichten, und aus Brantome's Prose, mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem diesen noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhommie, die wir bei ihm auch immer voraussetzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterin erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daß er sie bei seinem Absterben zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte: so dünkt uns, jenes beweise daß ihr Charakter damals noch unbescholten, und dieses, daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sey.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdachte zu befreien. Liebenswürdig, zärtlich, passionirt, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesetzt, und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarka nur zu lieben, um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können — bleibt es immer sehr möglich, daß sie das was man damals le don de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünstigtern octroyirt haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet seyn sollte: so ist sehr glaublich, daß sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daß Du Verdier, zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, bloß durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr von ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften; welche letztern uns überhaupt am geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles was von ihr gedruckt ist, sind drei Elegien, vier und zwan-

zig Sonnette, und eine prosaische Komposizion, Debat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damaliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platons Symposium, wiewohl es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu sagen beliebt, es sey die einzige Komödie aus dem sechzehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgabe von 1555 und 1566 sich so selten gemacht, daß in Lyon selbst nur noch zwei Exemplare davon aufzutreiben waren, so hat eine Gesellschaft von Gens de Lettres daselbst eine Neue veranstaltet, die im Jahr 1772 bei den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poetes à la louange de Loyse Labé (worunter auch eine sehr artige Griechische Ode ist) zwei hundert sechs und dreißig Oktavseiten einnimmt.

2.

Linguet. *)

Dessen Annalen und Lavaters fysiognomische Fragmente.

1779.

Linguet hat durch seine Beredsamkeit als Sachwalter und als Schriftsteller — durch seine Neigung, beinahe über alles in der Welt anderer Meinung zu seyn als andre Leute — und durch seine Händel mit

---

*) Simon Nicolas Henri Linguet, geb. zu Rheims 1736, und guillotinirt am 17. Jun. 1794, richtete als Parlaments-Advokat zu Paris die Aufmerksamkeit auf sich durch seine Vertheidigungsschriften für den Grafen von Morangies, dessen Prozeß gegen die Erben der Wittwe Veron zu den allermerkwürdigsten gehört. Durch die Heftigkeit in seinen Vorträgen zog er sich den Haß des Parlaments zu, und er wurde von der Advokatur entfernt, worauf er als eine Art von Märtyrer auftrat. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. S. Ersch gel. Frankr.

der ehrsamen Innung der Parlaments-Advokaten zu Paris, die ihn aus ihrem sogenannten Tableau ausgewischt haben, und mit dem Parlament selbst, bei welchem er gegen diese Vergewaltigung vergebens Schutz gesucht — seinen Namen seit einigen Jahren allzu bekannt gemacht, als daß er irgend einem ganz fremd seyn könnte.

Von seiner schimmernden Seite gesehen, scheint er einer der letzten Sterne zu seyn, welche die zunehmende Verfinsterung des Französischen litterarischen Himmels sichtbarer machen. Seine Talente sind mannigfaltig, seine Kenntnisse ausgebreitet (wiewohl eben deßwegen fast immer seicht und unzuverläßig) und in der berüchtigten Kunst, die an Sokrates und Plato so unversöhnliche Gegner hatte, der Kunst, eine schlimme Sache besser zu machen, ist er vielleicht der erste Meister unsrer Zeit.

Es ist beinahe unmöglich, daß die Profession, die er vormals mit einem Erfolg, der vielleicht die Hauptquelle seines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem so lebhaften Geiste nicht einen besondern Schwung gegeben haben sollte, der ihn als Schriftsteller aus den Meisten seiner Sprach- und Zeitgenossen ausheben mußte. Ich meine hier nicht sowohl die Gewohnheit, Deklamazionen für Raisonnements zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen Rednern mehr oder weniger, je nachdem ihre Sache schlechter oder besser

war, beigewohnt hat, worin er aber gleichwohl allenthalben eine Menge Gesellen hat, die niemals Sachwalter gewesen sind: ich meine vielmehr die Neigung — Sätze zu behaupten, bei denen er sich zum Voraus eines allgemeinen Widerspruchs versehen kann — Sätze zu bestreiten, die mit dem Bilde und der Ueberschrift großer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerspruch angenommenen Meinungen gestempelt waren; gegen Personen, die schon Jahrhunderte lang im Besitz der allgemeinen Hochachtung gewesen, den Advocatum Diaboli zu spielen — und andere gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längst als unheilbar aufgegeben hatte. Diese Art von Verdienst scheint Linguet als Sachwalter und als Schriftsteller hauptsächlich ambizionirt zu haben; und man muß gestehen, daß man verzweifelte Händel nicht scharfsinniger und mit einer täuschenderen Beredtsamkeit vertheidigen kann, als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, ist ihm so sehr zur Natur geworden, daß sie auch, nachdem ihn die Verfolgungen seiner Widersacher zu einer so genannten freiwilligen Entfernung aus seinem Vaterlande getrieben, *) noch immer die Seele seiner ganzen Thätigkeit ist. Linguet blieb mitten in London immer Sachwalter, immer, und mehr als

*) Er kehrte dahin erst 1790 zurück.

jemals, der redselige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lukan's Kato, der einzige von seiner Partei zu seyn hoffen kann; nur mit dem Unterschied, daß er, anstatt daß er ehemals seine Talente mehr in Vertheidigung schlimmer Privatsachen übte, sich nun zum Advokaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menschheit, und zum allgemeinen Contradiktor aller und jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weise unbillige Ansprüche an sie zu machen, oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten scheinen.

Dieß ist, däucht mich, der vortheilhafteste Gesichtspunkt, woraus seine im Jahr 1777 angefangnen und bisher mit großem Erfolge fortgesetzten Annales Politiques, Civiles et Litteraires du XVIII. Siècle *) betrachtet werden können; ein periodisches Werk, dessen Ansprüche nichts Geringeres, als alle göttlichen und menschlichen Dinge umfassen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zusagen sollte, einen alles überschauenden Verstand, und (da Linguet sich dessen ganz allein unterfing) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntnissen und Einsichten voraussetzt, den man kaum der ansehnlichsten ge-

*) Nach einiger Unterbrechung fing er sie im J. 1790 zu Paris wieder an.

lehrten Gesellschaft, zusammengenommen, zutrauen dürfte.

Bei einer solchen Unternehmung möchte man wohl ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Aber ein so rüstiger Kämpfer, wie Linguet, erschrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl seiner Kräfte ist, was ihn so außerordentlich zuversichtlich macht; so muß man gestehen, kein Anderer hat jemals den Namen eines filosofischen Herkules mehr verdient; und er ist, troz aller Verfolgungen der Rabulisten, Encyklopädisten, Oekonomisten und Akademisten zu Paris, der Beneidenswürdigste aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton seiner Annalen nichts anders glauben, als daß dieser Mann sich selbst für das große Opfer halten müsse, durch welches die Vernunft ihre Göttersprüche ertönen lasse. Nie hat irgend ein Schriftsteller zugleich mit mehr anscheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in sich selbst, und mit weniger Achtung für Andere geschrieben; und es sey nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit, oder als Geschäftsträger des menschlichen Geschlechts, oder (welches der Charakter ist, worin er sich am meisten zu gefallen scheint) als Oberrichter über die Völker und Fürsten des Erdkreises — die ihm aus seinem kosmopolitischen Augen-

punkt als so viele einzelne auf unserm Erdkloße herumkrabbelnde Weltbürgerlein erscheinen — auftreten sieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: so weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll, — ob den Mann, der in der süßen Trunkenheit seines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der seinigen hält? — oder die theure Leserschaar, die sich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man sich nur, mit anhaltender Dreistigkeit, für was man will zu geben braucht, um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigstens (wie die Taschenspieler und Geisterbanner vom gemeinen Volke) mit einer Art von grauenhaftem Respekt als ein Wundermann angesehen zu werden, um den sich alles herdrängt, weil Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwohl niemand zu nahe zu kommen, oder recht unter die Augen zu schauen sich getraut, weil man sich vor eben dieser Zaubermacht fürchtet, von der man sich so gerne belustigen läßt.

Etwas diesem ähnliches muß es doch wohl seyn, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftsteller, wie Linguet, das Kompliment machen konnten: „man finde in jedem Artikel seiner politischen Annalen die Gründlichkeit des Räsonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart ver-

schönert, und was ihnen den größten Werth gebe, sey der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrsche." Der weise Verfasser des Schreibens, das sich mit diesem Kompliment anfängt, bekennt, daß ihm dieser Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. — Es wäre zu beklagen, wenn dieses blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von so weitem Umfange wäre, als der Geschmack an der sachwalterischen Wohlredenheit seines Vortrags; und noch schlimmer, wenn sich dieß blinde Vertrauen bis auf die Urtheile und Meinungen über Dinge erstreckte, wovon Linguet oft nicht den mindesten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, seine Meinung davon zu sagen. Wir können nicht so klein von dem Verstande des größern Theils seiner Leser denken, um zu befürchten, daß er einen so schädlichen Vortheil jemals über sie erhalten werde. Indessen ist doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuversichtlichkeit seines Tons viele dahin reißt; und es wäre allerdings nicht gleichgültig, wenn dieser Ton (wie es das Ansehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die, durch den Succeß einiger Franzosen aufgemuntert, sich die bekannte Trägheit unsers Publikums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Versuchen wir also mit Linguet im Namen der

Wahrheit ein wenig abzurechnen; und an einigen von den unzähligen Beispielen, wovon seine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie sehr man Ursache habe, bei denjenigen auf seiner Hut zu seyn, die am meisten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat sich selbst je ein wichtiger Air gegeben als Linguet. Das sogenannte Avertissement vor dem vierten Bande seiner Annalen enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei diesem Manne alles Phraseologie und Wendung und selbstbeliebige Art sich die Sache vorzustellen, ist, und da seine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andere thun könnte, die größten Bequemlichkeiten darbeut: so weiß er beinahe einem jeden Federzug, den er thut, das Ansehen eines Verdienstes zu geben, und sogar die ekelhaften Ergießungen seiner Galle über Dalembert, Marmontel, la Harpe, Arnault, und andre seiner literarischen Widersacher, adelt er zu Verdiensten, die er dem Staat erweist, und „sein Herz genießt dabei le plaisir de faire le Bien Public.“ Das ist nun freilich ein Tic, den er mit dem geringsten Friseur und Tanzmeister seiner Nazion gemein hat; aber man übersieht auch an einem Friseur, was man einem Manne, der sich für einen Filosofen giebt, nicht übersehen kann. Immerhin mag jener seine Locke, über ihre Dauerhaftigkeit

zu machen, in den Ozean tauchen; *) man lächelt, und damit ist's wie zuvor. Aber wenn der Sofist, der Schwätzer, der filosofische Taschenspieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes sagt: „Mein der Wahrheit geheiligtes Werk soll in dem Brunnen gedruckt werden, worin die Verkehrtheit der Menschen, diese Tochter des Himmels, sich zu verbergen genöthigt hat: „so weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide so spricht, die Achseln zucken, oder was man der Unverschämtheit thun soll, die der Welt durch solche Phrases Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich ist, wollen wir glauben, daß der so ganz über allen Begriff gehende Thrasonismus dieses Mannes ein Fehler seines Verstandes, oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit sey, deren er sich selbst nicht mehr bewußt ist; und daß es ihm dabei wie jenem alten Gadriga gehe, der seine Lüge so lange erzählt hatte, bis er sie endlich selbst glaubte. Und wirklich scheint dieß der Fall zu seyn, sobald er von sich selbst spricht, welches ihm so oft begegnet, daß ein großer Theil seiner Annalen bloß mit dem Wind, den er von sich selbst macht, aufgeblasen ist. Es ist ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der schon etliche Jahre ge-

---

*) Yoriks Reisen.

wohnt ist, das ganze Europa zum Konfident seiner kleinen Privatangelegenheiten, seiner kleinen Zwistigkeiten und Fehden mit Parisischen Advokaten und Schöngeistern, und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von seinen Feinden erlitten haben soll, gemacht hat, sich endlich in die Illusion hineinschwatzt, sich für einen sehr wichtigen Mann zu halten, und allen seinen kleinen Schicksalen und Zufällen in seiner Einbildungskraft das Ansehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt sich z. B. erklären, wie es zugegangen sey, daß er in seiner Hoffnung, in der Schweiz eine Freistatt für den Druck seiner Annalen zu finden, sich betrogen gefunden habe. Wäre Linguet ein bescheidener Mann, so würde er mit dieser Begebenheit (wenn er ja glaubte, daß die Welt davon unterrichtet seyn müsse) in etlichen Zeiten haben fertig werden können. Er würde sich begnügt haben zu sagen: man habe zu Genf, oder Bern, oder wo er sonst um die Freiheit, seine Marktschreiers-Bude aufzuschlagen nachgesucht haben mag, aus politischen Rücksichten Bedenken getragen, ihm solche zu gestatten. Damit wär' es gut gewesen, und kein Mensch würde ein Mehreres davon zu wissen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr so viel Weltkenntniß gehabt, um sich das Wahre von der Sache vorzustellen — als zum Exempel: daß die Vorsteher jener Helvetischen Republiken weder den Herrn Linguet

noch seine Annalen für wichtig genug gehalten, sich um ihrentwillen auch nur der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nur so viele öffentliche Corps und Gesellschaften in Frankreich aufs heftigste angegriffen werden, sondern selbst über Nazionen, Könige, Fürsten und öffentliche Welthändel mit Cynischer Freiheit ins Gelag hinein räsonnirt wird — wenn, sage ich, Blätter dieses Schlags öffentlich aus einer Helvetischen Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich eine solche Vorstellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unsers Sachwalters der Wahrheit und des menschlichen Geschlechts. Er mußte also der Sache einen erhabenen Schwung geben. „Man betrachtet (sagt er) in der Schweiz meine Feder als einen elektrischen Konduktor, welcher fähig wäre den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es wagen würde sie zu fixiren. Es schien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille alle Ministerial-Rachwerkzeuge auf den Ort, der dieser furchtbaren Büchse der Pandora Aufenthalt gäbe, zusammenstürzen, und die Gegend in den Abgrund versenken würde, welche unvorsichtig genug wäre, einem neuen Titanen Zuflucht zu gestatten.“ — Es fällt stark in die Augen, daß alle diese Persiflage die guten Helve-

zier lächerlich machen soll. Und freilich, wenn sie fähig gewesen wären, ein Männchen wie Linguet, für einen neuen Titanen und sein Portefeuille für die Büchse der Pandora anzusehen, so würden sie bald aufhören fähig zu seyn vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen, oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Linguet soll uns nicht bereden, so unwürdig von ehrwürdigen und weisen Männern zu denken. Der elektrische Konduktor, die Blitze, die furchtbare Büchse der Pandora, und der himmelstürmende Titan sind bloße Meteore seiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affektirten Schöngeisterei; und vergebens hofft er, in ganz Europa einen Kopf schwach genug zu finden, um ihm durch so schülerhafte Rhetorskniffchen so unendlich kleine Gegenstände wichtiger zu machen, als sie an sich selbst sind. Der geringste Mensch kann durch die geringste Handlung, unter gewissen Umständen, die Aufmerksamkeit des wichtigsten Mannes, ja die öffentliche Aufmerksamkeit erregen: aber deßwegen soll er nicht so albern seyn, sich gleich einzubilden, daß er darum selbst ein wichtiger Mann sey.

Doch man möchte dem Herrn Linguet seine Eitelkeit immer hingehen lassen, wenn sie nicht die Mutter einer Insolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß sind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes bestehen zu können. Sehen wir zur

Probe nur die Anmerkung in dem Vorbericht zum 4ten Theil der politisch-literarischen Annalen an.

Linguet, der in diesem Vorbericht Dalembert und Marmontel noch schlimmer als jemals mitspielt, hatte (dem Ansehen nach, bloß um sich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) gesagt: die Figur Dalembert's könnte Bildhauern zu einem Modell von Majestät dienen. Und nun die Note zu diesem Text. — „Ich kann nicht umhin (sagt Herr L.) dem Herrn Dalembert bey dieser Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt, und die ihm unfehlbar sehr schmeicheln muß. Ich weiß nicht was für ein Docteur Allemand *) hat ein dickes Buch (un gros traité) über die Fisiognomien geschrieben; er offenbart die Kunst, aus den Lineamenten des Gesichts die Talente, den innern Werth (le merite), kurz, die Seele und das Herz eines Menschen herauszufinden. Er versichert, daß es noch nie einen großen Mann gegeben, auf dessen Nase, und in dessen Zügen man nicht die Grundlage seiner Reputazion finde. Er zitirt den Herrn Dalem-

*) Ich lasse dieß Docteur Allemand wie es ist, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in Französischen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand assoziirt sind, nicht Deutsch gemacht werden kann. Ein gewisser Deutscher Schulmeister oder Pedant — würde vielleicht dem, was die Herren Franzosen durch je ne sais quel Docteur Allemand sagen wollen, am nächsten kommen.

bert als ein Beispiel. Wahr ist's, er gesteht, er habe nie den Trost gehabt, ihn zu sehen; aber nach seinen gestochnen Bildnissen, die er sehr studirt hat, versichert der Herr Doktor, sehr wohl bemerkt zu haben, daß diese Nase und diese Züge keinem gemeinen Menschen zugehören. — Ich brauche keinem Deutschen Leser zu sagen, daß die Rede hier von Lavater seyn soll. Aber wer muß der Mensch seyn, der in diesem impertinenten Ton von Persiflage von einem Manne wie Lavater, und von einem Werk, wie die Fysiognomischen Fragmente sind, schwatzen kann? Seit wenn ist Lavater ein Docteur Allemand? Woher hat Herr Linguet ein ein Recht, einen durch seinen bürgerlichen und sittlichen Charakter ehrwürdigen Geistlichen und Pfarrer in der ersten Stadt von Helvezien, als je ne sais quel Docteur Allemand zu traktiren? Glaubt er, daß ihm das besser anstehe, als wenn irgend ein Deutscher Exadvokat und Annalist den Curé de St. Sulpice zu Paris, oder welchen andern Pfarrer er will, je ne sais quel prêtre François nennen wollte? Besonders wenn nach einstimmigem Urtheil der ganzen Nazion, dieser Pfarrer einer ihrer größten Männer wäre? Freilich ist klar, daß Herr Linguet weder den Mann, auf dessen Unkosten er den ihm verhaßten Dalembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt, von dem er in einem Ton spricht, der nur dem albernsten Produkt eines

Imbecille angemessen seyn kann. Es ist klar, daß er nicht einmal das Titelblatt davon gesehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Deutsch genug, um es zu verstehen. Aber entschuldigt ihn diese Unwissenheit? Was soll man von einem Manne denken, der Annales litteraires du XVIII. Siècle schreibt, Annalen, deren Umfang sich über ganz Europa erstrecken soll, und dem so wenig daran liegt, sich von dem Zustande der Wissenschaften außerhalb seiner eignen kleinen Zirkelchen besser zu unterrichten? Der von Lavatern und seinem Werke verächtlich spricht, und nicht einmal weiß, wer Lavater ist, und was das Werk auf sich hat, das er durch die unverständigste Benennung d'un gros traité sur les Physionomies verächtlich machen will? Stand es nicht bei ihm, besser unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigstens bei seinem Aufenthalt in der Schweiz die beste Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß Linguet auch in der Schweiz seine Gegner und Verkleinerer hat. Aber so Gott will, ist doch wohl keiner von ihnen so ungerecht, und so arm an Geist, ihm nicht wenigstens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und seinem fysiognomischen Werke den Werth einer Menge großer und tiefsinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgrenzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Charte der menschlichen Erkenntniß ist, einzugestehen? Hätte Herr Linguet nicht bei der ge-

ringsten Erkundigung wenigstens so viel erfahren können, daß Lavaters Werk nicht das Hirngespenst eines Träumers, sondern das mühevolle Unternehmen eines Naturforschers ist? Daß er die Fysiognomik nicht wie eine alte Zigeunerin der Chiromantie, oder wie Herr Linguet die Politik und Literatur, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt: und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen seiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß seinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. s. w., weder versagen kann noch versagen wird? Unstreitig hätte es in Genf oder Bern oder Lausanne Leute gegeben, die ihm das alles gesagt hätten, wenn er sich hätte erkundigen wollen. Aber freilich, was bekümmert sich der größte Theil der sich selbst genugsamen Französischen Literatoren um die Verdienste der Deutschen oder andrer Ausländer? Uud gerne wollten wir auch Herrn Linguet das Vorrecht zugestehen, nicht zu wissen, was ihn, seiner Meinung nach, nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits alles was lernenswerth ist, zu wissen glaubt. Aber nur soll er alsdann auch von dem schweigen, was er nicht weiß! — Oder sollte er etwa die Verachtung, die er der Deutschen und Helvezischen Nazion durch diese abschätzige Art von einem ihrer anerkannten

größten Männer zu sprechen, dadurch zu rechtfertigen vermeinen, wenn er uns sagte: „ich hab' es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zustand der Wissenschaften bei euch, und wie viel oder wenig eure Gelehrten gethan haben, zu bekümmern?" — Doch wir wollen den einzigen möglichen Fall setzen, der Herrn Linguet zu einigem Vorwand gereichen könnte: daß er das Wenige, was er von dem je ne sais quel Docteur Allemand und von seinem Gros Traité sur les Physiognomies gehört hat, von irgend einem irrenden Französchen, Barbier oder Friseur, mit dem er in einer Auberge bekannt worden, aufgeschnappt habe. Entschuldigt ihn das? Für tausend junge wandernde Herrchen seiner Nazion möcht' es genug seyn. Aber wahrlich, der Mann, der sich für den noch allein übrig gebliebenen Profeten und Priester der Wahrheit ausgiebt; der Mann, der seine Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin sich diese Tochter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle Augenblicke auf seine Unparteilichkeit und Exaktitüde pocht, und den nämlichen Aufsatz, worin er solche Proben davon giebt, mit den Worten beschließt: je ne me piquerai plus du tout prouver par le raisonnement que je suis exact, je me contenterai de l'être, — dieser Mann muß gewichtigere Garanten seiner Urtheile haben als Barbiergesellen, oder vielleicht einen Journalisten, der nicht besser urtheilt

als jene. Von einem solchen ist die Welt berechtigt mehr zu fordern. Und sollt' ich mir auch dadurch bei Gelegenheit die Ehre zuziehen, von Herrn Linguet als ein je ne sais quel petit Poeterau et obscur Periodiste Allemand traktirt zu werden; so muß ich die Ehre haben ihm zu sagen: daß noch eine einzige solche preuve d'exactitude, wie er da vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich ist, seine Sendung zum Apostolat der Wahrheit in Europa sehr verdächtig zu machen.

Aber freilich müssen wir nicht vergessen, daß der Schriftsteller, von dem wir hier reden, der nämliche exacte Annalist des 18ten Jahrhunderts ist, der dem Dictionnaire Encyclopédique sein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine Compilation bigarrée qui seroit infinement dangereuse si elle n'étoit ridicule, qualifiziret; der die ganze Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wegen einer Preisaufgabe, die er nicht versteht oder nicht verstehen will, wie einen Haufen blödsinniger Knaben, die nicht wissen was sie wollen — die Fürsten Germaniens wie eben so viel kleine Junkern — und einen der größten Menschen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs gespielt haben, ungefähr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreihundert und achtzehn Hausknechten ihrer fünfe auf einmal aus dem Felde schlug, behandelt. — Einem Schriftsteller von diesem Schlage

muß man freilich ein Privilegium contra omnia Privilegia gelten lassen; oder woher sollte sonst die Geduld kommen, womit man alle seine Incartaden, gegen ganze Nationen, wie gegen einzelne Personen, und sein politisches Radotage über Welthändel, von denen seine Unwissenheit ihm alles Recht seine Meinung zu sagen, verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bei jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique so wenig Achtung zeigt, ist freilich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen Deutschen Gelehrten anständig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinschrieb, bloß darum zu thun, Dalembert einen Streich zu versetzen. Daß es sich nun just fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mitgetroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich wollte; aber da es doch ein Mittel zu seinem Zweck war, so schien es ihm wenigstens eine sehr kleine Peccadille. Denn er versündigte sich ja nur an einem Docteur Allemand, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert Französischen Witzlingen gemein hat) in corpore vili, das sich zu einem Französischen Bel-Esprit ungefähr verhält, wie die alten Karaiben zu den Spaniern ihren Bezwingern; und wo sich also noch fragen läßt, ob man sich überall an ihnen versündigen könne? —

3.

Justus Lipsius.*)

1777.

Ein Mann, der unter den Filologen und Filosofen des 16ten Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet hat, und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler andern seinesgleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu untersuchen.

Ich habe sein Bildniß nach demjenigen in Bullards Akademie, das für ein Original gelten kann, kopiren lassen, **) und empfehle es den Fysiognomikern sowohl als den Pathognomikern, um zu sehen und zu for=

*) Geboren unweit Brüssel im Jahre 1547, gestorben zu Löwen im Jahr 1606.

**) Vor dem vierten Bande des Merkurs von 1777.

schen, ob und in wiefern aus diesem Kopfe, dieser Stirne, diesen Augen, dieser Nase, diesem Munde, diesem Umriß des Gesichts, diesen Zügen, Runzeln u. s. w. sich à posteriori, verifiziren und bestätigen lasse, daß dieser Justus Lipsius

1) einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt, *) so daß er z. B. sich einst, in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus, bei einem großen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn auswendig hersagen könnte, und bereit sey, einen Mann mit bloßem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erschütternder, furchtsamer, Geschäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müßigang liebender Mann gewesen, und mit allen diesen Qualitäten sich in den Kopf gesetzt, die stoische Filosofie wieder herzustellen;

3) daß er aber doch mit aller seiner Prätension an die hohe stoische Weisheit und mit allen seinen Be-

*) Aus genauerer Vergleichung seiner Fisiognomie, seines Lebens und seiner Schriften, möchte sich wohl ergeben, daß dieses Wundergedächtniß die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen. W.

mühungen, die Moral-Filosofie dieser Sekte wieder herzustellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur so viel vom echten Stoiker in sich gehabt hätte, als ehemals der Römische Senator Favonius vom Kato in sich hatte, dessen ewiger Affe er war.

4) Daß er in seinen jüngern Jahren in der Religion, über alles Beispiel, unbeständig, *) im Alter hingegen, in einem Grade, der seiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, devot gewesen, und seine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorsam seiner damals schon großmächtigen Gönner, der Jesuiten, gegeben,

---

*) Er war Röm. Katholisch geboren und erzogen. In seinem 25sten Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Professor war, den überzeugten Lutheraner; ging darauf nach Köln und von da in sein Vaterland zurück, und war wieder Röm. Katholisch; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leyden, nahm eine Professorstelle mit ansehnlicher Besoldung an, und machte den Kalvinisten, bis er (um den bösen Händeln, die er sich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Religionsdissenzienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 sich wieder in den Schutz des Königs von Spanien begab, und sein übriges Leben durch der Röm. Kirche eifrigst beigethan blieb. Das erbaulichste ist, daß der Mann, der in der Religion so unbeständig war, ein Buch de Constantia schrieb. W.

bei denen er ehemals erzogen worden, und für die er immer die größte Verehrung hegte; auch es endlich so weit gebracht, daß er

5) zwei schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wundern unserer lieben Frau zu Hall, und das andere von den Wundern und Gnaden unserer lieben Frau zu Sichem geschrieben, worin ein Wunderglaube und ein Ton von Devozion herrscht, der den glaubseligsten aller Karmeliter und Kapuziner beschämen könnte. *)

6) Daß er, ungeachtet der großen Humanität, die seine Freunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn als einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit Ehre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte, und zu der er selbst sich bekannte, von den Spaniern aufs grausamste verfolgt wurde, den Muth gehabt zu behaupten: man müsse in Einem Staat nur Eine Religion dulden, und es sey erlaubt, mit Feuer und Schwert

---

*) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein echter Stoiker. Vid. Cicero de Natura Deor. wo Vellejus den Stoikern verschiedne Komplimente wegen ihrer supererogatorischen Verdienste in diesem Artikel macht. W.

gegen die öffentlichen Bekenner einer andern zu wüthen — *) und endlich

7) daß er, bei aller von ihm gerühmten ungemeinen Bescheidenheit, gleichwohl ein so hohes Gefühl seines werthen Selbsts und eine so ungeheure Meinung von seinen Verdiensten und Thaten geheget, um der heil. Jungfrau die Schreibfeder, womit er die vorgedachten beiden Bücher geschrieben, mit folgender ungemein modesten Unterschrift, zu widmen:

Hanc, DIVA, pennam, interpretem mentis meae,
per alta spacia quae volavit aetheris
per ima quae volavit et terrae et maris,
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae
operata semper, ausa **) quae Constantiam
describere et vulgare; quae Civilia,
quae Militaria atque Poliorcetica,
quae, Roma, magnitudinem adstruxit tuam,
variaque luce scripta prisci saeculi
affecit et perfudit: hanc pennam tibi

*) Ure, seca, ut membrorum potius aliquod quam totum corpus intereat, sind die eignen erbaulichen Worte unsers christlichen Seneka in seiner Civili Doctrina l. IV. c. 3. einem seiner elendesten Bücher. W.

**) Da steht einmal das Wort am rechten Orte! W.

nunc, DIVA, merito consecravi LIPSIUS;
nam numine istaec inchoata sunt tuo,
et numine istae absoluta sunt tuo, etc.

Diese Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetsch,
sie, die durch des Aethers hohe Räume flog,
durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
die, der Wissenschaft, der Klug- und Weisheit immer
dienstbar, die Beständigkeit zu schildern sich erkühnte,
die des Friedens- und des Kriegs Regierungskünste
schrieb, und deine Größe kund that, altes Rom,
und mit mannichfalt'gem Licht des Alterthumes
Nachlaß überstrahlte; diese Feder, Göttin,
weihet itzt, wie billig, dir dein Lipsius;
denn durch deinen hohen Beistand war dieß alles
einst begonnen, und zu Stande kam's durch deinen Beistand u. s. w.

Als eine Zugabe zu all diesem wünschte ich besonders von den Fysiognomikern zu vernehmen, ob sie aus diesem Gesichte nicht auch sehen könnten, daß Lipsius die Musik nicht leiden konnte, hingegen ein großer Blumist, und so sehr ein Liebhaber von Hunden war, daß er einst ihrer drei (was für einen Gelehrten und Stoiker immer, genug ist) auf einmal hatte, Mopsus, Mopsulus und Saphir genannt, von

deren Weisheit, Tugend und großen Verdiensten er in einem seiner Briefe (Centur. I. 44) nicht genug Rühmens machen kann. Die Pathognomiker aber möchte ich fragen: ob sie es dem Manne, dessen Stirne so voll weiser Falten ist, wohl ansehen, daß er in seiner ersten Jugend einer von denen gewesen qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt, und hernach, zumal bei einer so zahlreichen Nachkommenschaft von Kindern, seines Gedächtnisses und seiner Schreibfinger, nicht so viel prokreative Kraft habe zusammenbringen können, um in einem vieljährigen Ehestande auch nur ein einzigmal den Vaternamen zu verdienen. Dieser gedoppelte Umstand mag nun in seiner Fysiognomie geschrieben stehen oder nicht, wahr ist er auf jeden Fall.

Mit allen diesen Eigenschaften nun machte Justus Lipsius, nebst Casaubonus und Scaliger, das gelehrte Triumvirat seiner Zeit aus, und — wie nun die Welt einmal dazu gemacht ist, betrogen zu werden, weil sie betrogen werden will — der Senat von Antwerpen ehrte sein Gedächtniß mit einer ehernen Bildsäule und folgender Aufschrift:

Si simplex animi candar, si nescia fuci
  Integritas, similes nos facit esse Diis,
Nemo te propius, Lipsi, se aequabit Olympo,
  Nam te candidior nemo nec integrior.

Als einen Kommentar zu dieser Apotheose kann, wer Zeit und Lust hat, den Lipsius Proteus des Thomas Sagittarius nachschlagen, wo einige namhafte Anomalien und grobe Menschlichkeiten dieses Halbgottes sattsam verifizirt sind. — Ich bin weit entfernt einem guten Menschen übel zu nehmen, daß er auch an Schwachheit ein Mensch ist, — nur dieß scheint mir billig, daß, wer sich selbst erhöhet, erniedriget werde; und daß überhaupt die Zeitgenossen es der Nachwelt überlassen, den Werth eines Jeden aus dem, was von ihm übrig ist, zu bestimmen.

4.

Lucian von Samosata.

Ueber Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften s. B. 1. S. III. fgg. von Wielands Uebersetzung der sämmtlichen Werke Lucians von Samosata in 6 Bänden. 1788. fgg.

5.

Lucius von Paträ.

S. in Wielands Lucian Bd. 4. S. 296.

6.

Lucretius.

S. den Artikel Uebersetzungen.

7.

Lussan.

1800.

Mademoiselle de Lussan, die Verfasserin der Veillées de Thessalie, behauptet einen ehrenvollen Platz unter den Schriftstellerinnen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV., dem goldnen Alter der Französischen Literatur.

Sie wurde um das Jahr 1682 geboren, und lebte bis ins Jahr 1758. Da sie sich ihrer Mutter, die unter dem Namen la Fleury bekannt war, wenig zu rühmen hatte, so war es immer sehr glücklich für sie, daß ihr das Publikum, in der Ungewißheit, den berühmten Prinzen Eugen von Savoyen zum Vater gab, welchem damals, als er noch der Abbé de Carignan hieß und von Ludwig XIV. weder eine geistliche Pfründe noch ein Regiment erhalten konnte, niemand zutraute, daß er sich in der Folge als einen der größten Feldherren und Staatsmänner zeigen würde.

Vermuthlich war es eine Folge des (von andern zwar bezweifelten) Antheils, den ein erlauchter Vater an ihrem Daseyn nahm, daß Mademoiselle de Lussan mit diesem Namen auch eine Erziehung erhielt, die ihre Geistesgaben entwickelte, und den Grund zu den sittlichen Eigenschaften legte, welche ihr bis ans Ende ihres Lebens die öffentliche Achtung und die Freundschaft edler Menschen, selbst unter Personen vom höchsten Range verschafften; eine Freundschaft, die man um so sichrer auf Rechnung ihres Charakters und der Annehmlichkeiten ihres Umgangs schreiben kann, weil die Natur mit andern persönlichen Reizen äußerst karg gegen sie gewesen war. In ihrem fünf und zwanzigsten Jahre hatte sie das Glück, mit dem eleganten und gelehrten Bischof von Avranches Huet bekannt zu werden. Dieser Prälat, der sich durch seine Abhandlung über den Ursprung der Romane als einen Liebhaber und Kenner dieser Art von Werken der Phantasie und des Geschmacks gezeigt hatte, machte gar bald das Talent seiner jungen Freundin ausfindig; und Er soll es gewesen seyn, der sie aufgemuntert, sich dieser Art von Komposizion zu widmen, worin die berühmte Gräfin La Fayette eine neue Bahn eröffnet, und in Zayden und der Prinzessin von Cleve zwei unübertreffliche Modelle aufgestellt hatte. Der erste Versuch unserer Dichterin, die Gräfin von Gondez, machte der guten Meinung, welche Huet von ihren Fähigkeiten

gefaßt hatte, Ehre; und der Beifall, den ihr dieser interessante und wohl geschriebne Roman erwarb, verbunden mit dem Umstande, daß sie größtentheils von den Einkünften ihrer Feder leben mußte, machte sie in der Folge (nicht immer zum Vortheil ihres Ruhms) zu einer der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihrer Nazion.

Unter allen ihren Werken sind die Anecdotes de la Cour de Philippe Auguste, die im Jahre 1733 zum ersten Mal in sechs Duodezbänden erschienen und eine Menge Ausgaben erlebten; und die Veillées de Thessalie unstreitig die vorzüglichsten, und die noch jetzt — da so viele vortreffliche Französische und Engländische Produkte aus diesem Fache, unter so mancherlei neuen Formen, die ältern nach und nach verdrängt haben — sich mit Vergnügen und Interesse lesen lassen. In den letztern, scheint es, habe Mademoiselle de Lussan das Wunderbare der Feenmährchen, welchen die sinnreiche und liebenswürdige Gräfin d'Aulnoy einen fast unglaubliche Beifall verschafft hatte, mit der Darstellung jener Art von liebenswürdigen Charakteren und Sitten verbinden wollen, welche die Werke der Frau von La Fayette auszeichnen, und die sich dem hohen Ideal sittlicher Schönheit und Vortrefflichkeit nähern, ohne sich so weit, als in den heroischen Romanen des Calprenede und der Scudery geschieht, von der wirklichen Natur zu entfernen. Die Versetzung

der Scene nach Thessalien (ein Land, das von uralten Zeiten her und noch in den Tagen Luzians und Apulejus wegen der Zauberkünste, die ihren Sitz darin hatten, berüchtigt war) gab ihr eine eben so vortheilhafte Gelegenheit dem wunderbaren Theil ihrer Dichtungen die Grazie der Neuheit zu verschaffen, als der Einfall, einige liebenswürdige Thessalische Schäfer-Familien sich in traulichen Abendzusammenkünften mit den sonderbarsten Begebenheiten ihres Lebens wechselsweise unterhalten zu lassen, ihr einen bequemen und neuen Rahmen verschaffte, um einer Reihe solcher Geschichten eine gemeinschaftliche angenehme Einfassung zu geben.

Was auch eine strenge Kritik an diesem Roman, als Kunstwerk, (zumal wenn es als ein Werk Griechischer Art und Kunst betrachtet werden sollte) mag auszustellen haben: immer kann ihm das Verdienst einer reichen Einbildungskraft, sinnreicher Erfindung und verständiger Behandlung der Süjets, einer lebhaften, wiewohl etwas zu weitläufigen und zu viel dramatisirten Erzählung, interessanter Situazionen, angenehmer Gemälde, und, was in meinen Augen nicht wenig ist, einer reinen und in den gemeinsten Verhältnissen des Lebens anwendbaren Moral nicht abgesprochen werden. Wer die Verfasserin kannte, stimmt darin überein, daß sie eine schöne Seele, ein Herz voll Gefühl, Güte, Menschlichkeit und Großmuth, ein Herz, das der wärmsten Freundschaft und

der edelsten Handlungen fähig war, besessen habe. Dieses Herz, diese Seele hat sich auch ihren Werken mitgetheilt, und athmet vorzüglich in diesen Erzählungen, die zu ihrer Zeit mit außerordentlichen Beifall aufgenommen und sehr oft wieder aufgelegt wurden, und von welchen ich die neue Uebersetzung, *) als eine angenehm unterhaltende, unschuldige und lehrreiche Lektüre, besonders für junge Personen des schönen Geschlechtes um so zuversichtlicher empfehlen kann, da es, bei der unzähligen Menge von zeitkürzenden und zeittödtenden Romanen, noch immer so sehr an solchen fehlt, die man der Jugend ohne Nachtheil ihres Verstandes, ihres Herzens und ihrer Sitten in die Hände geben kann.

---

*) Unter dem Titel: Thessalische Zauber- und Geister-Mährchen, aus dem Französ. der Madem. von Lussan, übersetzt von J. S. G. S (chorcht). Zittau und Leipzig bei Schöps 1800.

M.

I.

Machiavelli.

1790.

Daß Machiavell die Fürsten, oder vielmehr die Despoten und Tyrannen, in seinem übelberüchtigten Principe nichts Neues gelehrt habe, wird auch ohne Christian Hofmanns Machiavellus ante Machiavellum und andere ähnliche Schriften gelesen zu haben, von Niemand der nicht erst ehegestern in die Welt gekommen ist, in Zweifel gezogen werden. Aber ob Machiavell diesen seinen Regentenspiegel im Ernst, als einen Zauberspiegel, um darin zu sehen was sie seyn sollten, oder bloß als eine ziemlich getreue Darstellung dessen, was die schlauesten und

schlimmsten unter ihnen von jeher wirklich gewesen, und insbesondere, als eine in die Gestalt einer ernsthaften Theorie versteckte Satyre auf die Mediceische Familie, aufgestellt habe, darüber sind die besten Köpfe von langer Zeit her bis auf diesen Tag verschiedner Meinung gewesen. Unter den letztern ist auch der große Bacon von Verulam, der (in seinem unsterblichen Werke de Dign. et Augm. Scientiar. L. VII. c. 2.) kein Bedenken trägt zu sagen, man sey Machiavellen und seines gleichen Schriftstellern Dank schuldig, daß sie ohne Zurückhaltung ans offne Tageslicht hervorgebracht, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie sollen. Wie viel aber auch von Macchiavells Vertheidigern zu seiner Entschuldigung gesagt worden ist, so haben doch seine Ankläger hinwieder so viel Scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drei ehrwürdigen Höllenrichtern, Minos, Rhadamanthus und Aeakus selbst schwer fallen sollte, den Ausspruch zwischen beiden zu thun. In der That, außerdem, daß in Macchiavells ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bittrer Laune ist, der den Leser nur von ferne auf die Ahnung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernsthaft behauptet, daß ein echter Staatsmann nicht immer ein rechtschaffner Mann seyn könne. — Dieses Wenige nur im Vorbeigehen, um das allzurasche ein=

seitige Urtheil eines Freundes, *) so viel an mir ist, wieder gut zu machen, und die ehrwürdigen Manes eines Bodins, Jac. Thomasius, und Friedrich II. zu versöhnen, die es doch wohl mit einigem Recht übel finden könnten, durch eine so übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

---

*) Der es für Abderitisch erklärt hatte, daß man das für reine Theorie Machiavelli's gehalten habe, was Satyre gewesen sey; ein Urtheil, das in neuester Zeit für ausgemacht angenommen wird. Man vergleiche, was hierüber in Idelers Handbuch der Italienischen Sprache und Literatur Bd. 1. S. 81. fgg. mitgetheilt ist. Im Juniusstück des Teutsch. Merkurs vom Jahre 1792. lieferte Jagemann eine Vertheidigung des Machiavelli.

2.

M å c e n a s.

Wielands Schilderung desselben s. in seiner Uebersetzung der Briefe des Horaz Bd. 1. S. 1. fgg.

3.

M ä h r c h e n.

1 7 8 6.

Unter allen Schriftstellern hat der Fabeln- und Mährchen-Dichter den weitesten Kreis. Alle Alter, Geschlechter und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, beschäftigte und müssige Personen versammeln sich um den Erzähler wunderbarer Begebenheiten, und hören mit Vergnügen was sie unglaublich finden.

Die Geschichte der Völker fängt mit redenden Thieren und Theofanien an: Götter und Halbgötter in Menschengestalt, Genien und Feen, Zauberer und Zauberinnen, Centauren und Cyklopen, Riesen und Zwerge, spielen die erste Rolle in den ältesten Zeiten der Nazionen: jede hat ihre Mythologie, ihren Vorrath uralter Mährchen, die mit ihrer eigenen Vorstellungs- und Lebensweise, mit ihrer Geschichte, Religion, klimatischen, sittlichen und bürgerlichen Verfassung so stark verwebt ist, daß keine Zeitfolge sie ganz daraus vertilgen kann.

Fabeln waren die erste Lehrart, Allegorie die älteste Hülle der Filosofie, Mährchen der Stoff der ältesten und größten Dichter. Kamtschadalen und Griechen, Persianer und Isländer kommen in diesem Punkt zusammen. Die Literatur der rohesten Völker geht von Mährchen aus: und ein großer, vielleicht der angenehmste und beliebteste Theil der Literatur der kultivirtesten, besteht aus Mährchen.

Als Perrault seine Contes de ma Mère l'Oye den Kindern und dem Hofe Ludwigs XIV. vorerzählte, that er ungefähr das nämliche, was Homers Ulysses oder Odysseus, da er dem König Alginous und seiner Gemalin und ihrem fröhlichen Hofgesinde seine Mährchen von der schönen Zirze, von dem Popanze Polyfemus, von seiner Reise ins Elysium, und von seinem Aufenthalte bei der Fee Kalypso in der Zauberinsel Ogygia vorlog.

Es scheint seltsam, daß zwei so widersprechende Neigungen, als der Hang zum Wunderbaren und die Liebe zum Wahren, dem Menschen gleich natürlich, gleich wesentlich seyn sollten; und doch ist es nicht anders. In das Wie und Warum wollen wir uns jetzt nicht einlassen: genug, daß es so ist, und daß die Mährchen von der wunderbaren Gattung, wenn sie gut erzählt werden, diese beiden Neigungen zugleich vergnügen und eben darin der Grund des sonderbaren Reizes liegt, den sie für alle Zuhörer oder Leser haben.

Ich sage, wenn sie gut erzählt werden; und verstehe darunter vornehmlich die Gabe, theils das Wunderbare mit dem Natürlichen so zu verweben, daß beide für die Imaginazion ein täuschendes Ganzes werden: theils das Herz und die Leidenschaften der Leser so unvermerkt zu gewinnen und in das Spiel zu ziehen, daß sie, des Unglaublichen und sogar des Ungereimten der Begebenheiten und der Maschinen ungeachtet, an den handelnden oder leidenden Personen des Stücks Antheil nehmen, Liebe oder Haß, Furcht oder Hoffnung, für sie empfinden, und bei aller Ueberzeugung, daß sie nur ein Mährchen lesen, sich doch kaum enthalten können; insgeheim zu wünschen, und (wenigstens so lange sie lesen) beinahe zu glauben, daß es wahr sey.

Diese Wirkung nicht bloß auf Kinder und gemeines Volk, sondern auch auf Personen von Erziehung und Geschmack zu thun, dieß ist es, was den guten Erzähler von dem schlechten unterscheidet.

In allen Dingen ist, wie Pindar sagt, derjenige Meister, der es durch die Natur ist: indessen giebt es gleichwohl keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer Vollkommenheit gebracht wurde; und jede Kunst hat ihre Regeln, Handgriffe und kleine Geheimnisse. Unstreitig gilt dieß auch von der Gabe und Kunst Mährchen zu erzählen: jene ist nicht so gemein, diese nicht so leicht als sich wohl viele einbilden mögen.

Seitdem Galland mit den berühmten Arabischen Mährchen, und die Gräfin d'Aulnoy mit ihren Feen-Mährchen den allgemeinen Geschmack der lesenden Welt für diese Art von Gemüths-Ergötzung, so zu sagen ausfindig gemacht haben, war nichts natürlicher, als daß nun eine Menge Arbeiter, mit mehr oder weniger Witz, Geschmack, Menschen- und Sittenkenntniß, und Geschicklichkeit in der Kunst des Vortrags, oder auch manche mit gar nichts von allen diesem, ein so fruchtbares Feld der schönen Literatur in die Wette anbauten; und daß dieser Wetteifer nach und nach Mährchen von allen möglichen Gattungen in unendlicher Menge hervorbrachte.

Einige gute Köpfe fanden, daß man über die Grenzen der Damen d'Aulnoy und Murat hinausgehen, und auch Mährchen für eine Klasse von Leuten schreiben könne, welche schwerer zu unterhalten sind als Kinder, oder Personen, die in gewissen Stunden sich gerne zu Kindern machen lassen. Man fand, daß Witz und Laune, ja sogar Filosofie und selbst Filosofie von der esoterischen Art, sich mit dieser popularen, von aller Prätension so weit entfernten Dichtart sehr wohl vertrage; und daß sie eine sehr gute Art sey, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gerne ohne Schleier zeigen, in die Gesellschaft einzuführen: oder solche, die in einem ernsthaften Gewande etwas abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wer die

Menschen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muß seine Arzneien durch Beimischung irgend eines angenehmen Saftes oder geistigen Liqueurs angenehm zu machen wissen; und man unterrichtet und bessert sie nie gewisser, als wenn man das Ansehen hat sie bloß belustigen zu wollen.

Diesem Grundsatze zu Folge könnte die Dichtart, von welcher hier die Rede ist, gewissermaßen eine Lehrart Sokratischer Weisheit werden: auch fehlet es nicht, besonders im Englischen, an mehr und minder glücklichen Versuchen in dieser Art.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß das Fach der wunderbaren Erzählungen, durch Leute, die sich bloß deßwegen damit abgeben, weil sie glaubten, daß Jedermann Verstand genug habe, ein Mährchen zu machen, mit einer Anzahl schaler Produkte, und schlechter Nachahmungen nicht guter Originale überladen, und dadurch bei verständigen Personen verächtlich worden ist. Selbst unter den Mährchen, die eine Art von entschiedener Reputazion haben, und wovon eine Sammlung von 36 Bänden, unter dem Namen Le Cabinet des Fées, ou Collection choisie de Contes des Fées et autres contes merveillieux, zu Paris herausgekommen ist, befinden sich nicht wenige, die keinen Platz in einer auserlesenen Sammlung zu verdienen scheinen, und die entweder durch Monotomie, gemeine Erfindung und zu wenig Kunst in der Kom-

posizion, uninteressant, oder durch Mangel an Imaginazion, Witz und Salz ungenießbar sind.

Produkte dieser Art müssen Werke des Geschmackes seyn, oder sie sind Nichts. Ammen-Mährchen, im Ammen-Ton erzählt, mögen sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen; aber gedruckt müssen sie nicht werden.

Nach Verschiedenheit der Gattung findet Abwechslung in der Manier des Vortrags statt. Einige erfordern ihres Inhalts wegen ein ernsthafteres, andere ein munteres und lachendes Kolorit; einige sind mehr auf Rührung des Herzens, andre mehr auf Schilderung von Charakteren und Sitten, noch andere mehr auf Belustigung des Witzes abgesehen; einige lassen mehr feine Züge von Menschenkenntniß, Kritik und Satyre zu, andere empfehlen sich durch Anspielungen und eine Art von feiner Allegorie, die der Erzählung außer dem sogleich in die Augen fallenden materiellen Sinn (wenn ich so sagen kann) einen geistigen unterlegt, welchen der Leser selbst zu finden das Vergnügen haben kann. Noch andere wollen bloß in dem naiven Mährchenton erzählt seyn.

Ueberladung mit Wunderbarem erregt Ekel daran, und es thut keine Wirkung, wenn der Verfasser durch irgend eine falsche Idee verführt, es gar zu begreiflich machen wollte. Es scheint einer der feinsten Kunstgriffe in dieser Gattung von Dichterei zu seyn, daß man die G e n i e n und F e e n als Wesen einer höhern

Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungsart und Geschichte für uns immer etwas Räthselhaftes, Geheimes und Unerklärbares hat; auch alsdann, wenn unsre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, das man wohl Schicksal nennt, in die ihrige eingeflochten, und wir, ohne zu wissen wie und warum, Werkzeuge abgeben, wodurch das Schicksal ihnen Gutes erweiset. Zu einem Beispiele kann die Art und Weise dienen, wie im goldnen Zweig sowohl die Entwicklung als das Wunderbare behandelt worden ist. *)

---

*) Im ersten Bande des Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet. Winterthur bei Steiner u. C. 1786. Aus Wielands Vorrede dazu sind die obigen Bemerkungen ausgezogen.

4.

Magnetismus.

1787.

Das bekannte Diktum des Shakspearischen Hamlets — „mein guter Horazio, es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich unser filosofisches Kompendium nichts träumen läßt“ — gehört unter die Gedankenformen, die ein jeder mit leichter Mühe seinem Verstande anpassen kann, und womit man, ohne viel dabei zu denken, sehr viel gesagt zu haben glaubt, wiewohl man, im Grunde, nichts damit gesagt hat, als die gemeine, unläugbare, uralte Alltagswahrheit: die fünf Sinnen nebst dem Abstrakzions- und Vergleichungs-Vermögen des unendlich kleinen albernen Thierchens, Mensch genannt, welches auf einem unendlich kleinen Sonnenstaub, Erde genannt, über andere noch kleinere oder noch albernere Thierchen den Meister spielt, sind nicht das Maß alles dessen, was im Unermeßlichen, worin jenes Stäubchen unter unendlich vielen Millionen

seinesgleichen herumschwimmt, möglich und wirklich ist — oder, um uns eines faßlichern Bildes zu bedienen, einer Spinne, die in irgend einem unzugangbaren Winkel der Peterskirche zu Rom ihr Mückennetz aufgehangen hat, ist sehr vieles unbekannt und unverständlich, was in besagtem Tempel zu sehen und zu hören ist. Gewiß keine mathematische Wahrheit ist evidenter als diese; aber was für einen Gebrauch können wir von ihr machen? Was soll daraus folgen? Etwa — daß ungeachtet unsre Kenntnisse von der Natur, ihren Kräften, Gesetzen und Wirkungen, vergleichungsweise mit dem, was man vorher davon wußte, ungemein zugenommen haben — ungeachtet wir mit künstlich bewaffneten Augen Entdeckungen gemacht haben, die uns einen Begriff vom Weltall geben, gegen welchen die erhabensten Begriffe eines Platon, Aristoteles, Philolaus, u. s. w. nur kindische Vorstellungen waren — daß, diesem allen ungeachtet, unser Wissen bloßes Stückwerk ist, und daß wir von den Erscheinungen der Natur nur einen unendlich kleinen Theil kennen, von ihren Kräften aber, ihrer Oekonomie und dem Inwendigen des unermeßlichen Schauspiels, das vor unsern Sinnen steht und unsern Verstand in Erstaunen setzt, so viel als gar nichts wissen? — Wer zweifelt daran? Gewiß die am wenigsten, die am meisten wissen, und in dem engen Gesichtskreise, den die Natur uns zugestanden hat, am schärfsten und deutlichsten sehen! —

Aber dieß folgt nicht aus jenem Satze; es ist der Satz selbst mit andern Worten. — Oder soll etwa daraus folgen, daß wir nichts für gewiß behaupten sollen, was wir nicht gewiß wissen? nichts als unmöglich läugnen sollen, dessen Unmöglichkeit wir nicht beweisen können? über nichts urtheilen sollen, was wir nicht verstehen? — Wahrlich, wenn diese Vernunftgesetze erst von Hamlet gepredigt werden müssen, dessen Stimme wird bei einer Umfrage über neue Wundererscheinungen in der fysischen und moralischen Welt von keinem großen Gewichte seyn!

Doch ich will es gelten lassen, daß man einer gewissen blödsinnigen und maschinenmäßigen Art von Menschen, denen alles Neue, Ketzerei, und gleichwohl beinahe alles was andere wissen, neu ist, durch diesen Spruch in etwas anschaulich machen wolle, wie kindisch es sey, wenn sie Thatsachen läugnen, weil sie unbegreiflich sind, oder für erweisliche Wahrheiten die Augen verschließen, weil sie ihren vorgefaßten Meinungen widersprechen. — Aber, wenn heute oder morgen einer von Yoriks Lying Travellers von einer Reise um oder durch die Welt zurückkäme, und erzählte uns:

„er habe, auf irgend einer Insel des stillen Meers Menschen angetroffen, die so schnellfüßig wären, daß sie, um einen Hasen im Laufen einzuholen, ihre Füße mit einem Bande sperren müßten,

weil sie sonst, ohne diese Präkauzion, den Hasen immer überlaufen würden" —

oder:

„er habe einen Braminen, Namens Padmanaba kennen gelernt, der das Geheimniß besitze, alle blauen Augen, vermittelst eines gewissen Saftes, womit er sie bestreiche, so zu organisiren, daß sie durch eine vier Ellen dicke Mauer hindurch schauen könnten" —

oder wenn irgend ein Französischer Luftschiffer bekannt machte:

„er sey in den Mond aufgestiegen, habe dort mit dem König Endymion soupirt, und alles daselbst genau so befunden, wie es Luzian im zweiten Buche seiner wahrhaften Geschichten beschrieben habe" —

Und wenn diese Herren, etwa aus der geheimen Absicht, unsern Verstand zum Voraus auf ihre Seite zu bringen, und ihren Erzählungen eine Art von Beglaubigung dadurch zu verschaffen, sich auf Hamlets Spruch berufen, und dadurch auf einmal allen Unglaubigen und Zweiflern den Mund gestopft zu haben glauben wollten: dann hätten sie offenbar Unrecht. Denn daraus, daß wir sehr vieles nicht wissen, und viele Erscheinungen, die wir mit Augen sehen, gar nicht oder nicht vollkommen begreifen können, folgt nicht das geringste für die Wahrheit

eines vorgeblichen Faktums, das dem gemeinen Menschenverstand auffallend, und mit allen Erfahrungsbegriffen und den daraus abgeleiteten Begriffen von Glaubigem und Unglaubigem im Widerspruch ist.

Aber gesetzt nun, es geschehen solche unglaubliche, der bisherigen allgemeinen Erfahrung und dem was von jeher sensus communis gewesen ist, zuwiderlaufende Thatsachen vor unsern Augen; — wäre es recht und wohlgethan, wenn der Filosof (nach dem Rathe eines berühmten Mannes unsrer Zeit) seine Finger dabei auf den Mund legte und schwiege? — oder sollte es nicht weit besser seyn, wenn besagter Filosof gerade das Gegentheil thäte, und seinen Mund nur erst recht weit öffnete, um seine zur Leichtglaubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigte Nebenmenschen bei einem solchen Faktum vor solchen Uebereilungen zu warnen, und sie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz isolirten und also völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar sich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber desto aufmerksamer und geschäftiger sey, vor allen Dingen sich von der Wirklichkeit und von allen Umständen dieser Begebenheiten, durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern?

Wir lesen seit etlichen Tagen in einem öffentlichen Blatte eine außerordentliche Begebenheit, die der größten Aufmerksamkeit des verständigen Publikums

würdig ist, und wovon ich hier nur das Wesentlichste im Auszuge mittheile.

„Ein Frauenzimmer von 20 Jahren aus einer angesehenen Familie in der Reichsstadt Bremen lag seit länger als drey Vierteljahr an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Konvulsionen fast ohne Hoffnung darnieder. Zwei Aerzte, D. Wienhold und D. Olbers, — die als Männer von aufgeklärter Denkungsart und großen praktischen Talenten in ihrer Kunst bekannt sind — besorgten diese Kranke. Alle Hülfsmittel, welche die Arzneywissenschaft in solchen Fällen darbietet, alles was der angestrengteste Fleiß der beiden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergebens angewandt. Lavater, der eben um diese Zeit in Bremen war, sah die Pazientin, rieth das Magnetisiren an, und glaubte, daß sie dadurch genesen könnte. Auf seinen Rath wurde also das magnetische Reiben oder Berühren *) vorgenommen. Volle sechs Wochen blieben diese Manipulazionen ohne auffallende Wirkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Doch gingen nach vier Wochen die Veränderungen im Körper der Kranken vor, daß ordentliche, tägliche, oder um den andern

*) Wer dieses Reiben vorgenommen habe, und die Art und Weise dieser Manipulazionen, wird in der Geschichtserzählung nicht bemerkt.

Tag vorkommende Oeffnung 'erfolgte, und das Monatliche (das sonst acht Tage dauerte und mäßig war) in der nächsten Periode sehr stark wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen Schweißen endigte, und in jenen sonderbaren exaltirten Zustand überging, wie der aus der Beschreibung Lavaters (als welcher die Probe mit dieser sogenannten Desorganisazion oder magnétisme animal, oder wie man es sonst nennen will, im vorigen Jahre an seiner eigenen kranken Ehegattin gemacht hatte) bekannt ist.“ Nunmehr erst (sagt Herr D. Bicker) wurde Herr D. Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, sah und glaubte. *)

Nun traf sichs, daß Herr D Olbers gerade damals ein anderes Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer sehr ähnlichen Nervenkrankheit in der Kur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und unterdrückter Monatszeit entstanden war, und wobei ebenfalls alle Mittel vergebens gebraucht wurden. Man beschloß, diese Kranke ebenfalls zu magnetisiren. Der Erfolg war auch hier volle vier Wochen

---

*) d. i. änderte seine Meinung, nachdem er das, was geschah, mit Augen gesehen hatte, und glaubte seinen Augen, daß er das, was er sah, wirklich sehe. Oder haben diese Worte einen andern Sinn? —

ohne Wirkung; darauf aber stellten sich während des Manipulirens konvulsivische Bewegungen und endlich der magnetische Schlaf ein. Nachdem beide Aerzte durch eine Menge mit der sorgfältigsten Untersuchung angestellter Erfahrungen und unläugbarer Thatsachen, sich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten sie dem Herrn D. Bicker ihre Entdeckung mit, und machten ihn zum Augenzeugen dieser bewunderungswürdigen Erscheinung, da er vorher, ob er gleich der Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe seiner Herren Kollegen nichts entgegen setzen konnte, die ganze Sache bezweifelt hatte.

Und was sahen und bemerkten nun diese drei Aerzte an beiden Kranken? Hier ist alles, was in dem Schreiben des Herrn D. Bicker an Herrn Hofrath Baldinger davon zu lesen ist.

1) „Während des Magnetisirens bekommen sie mehr oder minder konvulsivische Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich schwache Puls erhebt sich, wird geschwinder, und schlägt über 90 Mal in einer Minute; das Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwerlicher, die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkührlich zu, und sie sind unvermögend sie zu öffnen; zuletzt kommt ein tiefer Seufzer und sie schlafen ein. Es stellt sich darauf eine gelinde Ausdünstung über den ganzen Körper ein, die, während des Schlafs, immer fortwährt; beide Kranke haben, seit der Magnetismus auf sie

gewirkt hat, täglich ordentliche Oeffnung, die sie vorher niemals ohne Klystire und eröffnende Mittel bekamen; bei der ersten Kranken hat es auch sehr stark auf das Monatliche gewirkt; bei der zweiten aber noch nicht.“

So weit ist die Erzählung des Herrn D. Bicker rein historisch, und in dem einfachen Ton einer medizinischen Krankheits= und Kurgeschichte abgefaßt. Wie sehr wird jeder Wissensbegierige, der in einer in der That so bewunderungswürdigen Erscheinung so viel möglich mit eigenen Augen sehen möchte, bedauern, daß der Herr Doktor diese Erzählungsart nicht auch im Folgenden, wo es um die Hauptsache zu thun ist, beibehalten hat! Denn gewiß macht diese Veränderung des Tons, und daß uns, anstatt bloßer umständlicher einzelner Thatsachen, größtentheils nur Resultate derselben, oder das Allgemeine, was die Beobachter aus dem Gesehenen und Gehörten abstrahirt und geschlossen haben, gegeben wird, für uns andere, die wir nicht gesehen haben und doch glauben sollen, (bei aller möglichen Hochachtung für die aufgeklärten und unbefangenen Aerzte, die so glücklich gewesen sind, selbst zu sehen) einen sehr beträchtlichen Unterschied. — Ich fahre fort den Herrn D. B. selbst reden zu lassen.

Die zweite Wirkung des magnetischen Manipulirens ist der ekstatische Zustand der Seele und des Divinazionsvermögens, welches die

Kranken zu besitzen glauben, und welches sie auch in Ansehung des Vorhersagens über ihre eigene Krankheit wirklich zu besitzen scheinen. Hierbei muß ich mit Lavater ausrufen: „es giebt viel Dinge in der Natur, wobei der Filosof den Finger auf den Mund legen und schweigen muß. Können wir doch oft die gewöhnlichsten und alltäglichsten Erscheinungen in der Natur nicht demonstriren.“ — *) „Dieser ekstatische Zustand ist unstreitig wunderbar zu nennen, weil er, nach unserer Meinung, allen uns bekannten psychologischen-Erfahrungen widerspricht. Die Personen haben das vollkommenste Bewußtseyn, die deutlichsten Vorstellungen, das treueste Gedächtniß, ziehen aus den Reden anderer die feinsten Schlüsse, antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit dem größten Scharfsinn, Beurtheilung und Präzision; *)

---

*) Niemand wird auch so unvernünftig seyn, von den gelehrten Augenzeugen dieser Magnetisazionsgeschichte eine Demonstrazion des Zusammenhangs zwischen Wirkungen und Ursachen zu fordern. Man wünscht bloß umständliche Erzählung richtig beobachteter Thatsachen, um sich erst von der wahren Begebenheit der letztern überzeugen zu können. Den Finger auf den Mund zu legen, dazu hat es noch immer Zeit.

**) Wie sehr würde sich Herr D. B. auch nur durch ein einziges Beispiel von jeder dieser Ver-

bestimmen mit der genauesten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Ansehung ihrer Krankheit oder Besserung oft erst in acht oder mehrern Tagen begegnen wird; bestimmen die Arzneimittel, die bei ihnen angewandt werden sollen. Oft wählen sie auch unter denen ihnen vorgeschlagenen Mitteln diejenigen, die sich für ihren Zustand am besten schicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen scheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, so sind es doch insgemein sehr wirksame Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß sie ihnen wohl bekommen. Wir getrauen uns nicht zu urtheilen, ob diese während der Ekstase beobachtete Kenntniß der Seele

---

sicherungen und Urtheile das denkende Publikum verbindlich gemacht haben! Natürlicher Weise wünscht man auch zu wissen, auf welche Gegenstände und wie weit sich diese erstaunliche Vollkommenheit und Erhöhung aller Seelenkräfte bei diesen magnetisirten Personen erstrecke. Die meisten Menschen haben in ihrem natürlichen wachenden Zustande ein so unvollkommnes Bewußtseyn, so undeutliche Vorstellungen, so wenig Scharfsinn und Präzision im Urtheilen, und ziehen oft so grobfädige Schlüsse aus dem was andere sagen, daß dieser neu entdeckte erstaunliche Vorzug eines magnetisirten hysterischen Frauenzimmers vor den gewöhnlichen Menschen einem jeden auffallen muß. Die Sache ist wahrlich von zu großer Wichtigkeit, als daß sie nicht in das möglichste Licht gesetzt zu werden verdienen sollte.

durch eine höhere und gleichsam profetische Kraft herbei gebracht werde.*) Genug, daß wir sehen und beobachten, die Wahrheit sagen können und wollen. Außer dieser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase, sind die Organe der Sinne (das Gesicht ausgenommen) auf das höchste verfeinert. Sie unterscheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl geschriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann, und (was ich unter den psychologischen Bemerkungen bald vergessen hätte)**) wissen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder Gêne, nichts von allem was Etikette oder Vorurtheil oder

---

*) Wie sollten aufgeklärte Männer sich eines so voreiligen Urtheils schuldig machen können? Aber nicht jedermann ist so bescheiden, und es fehlt nicht an wackern Leuten, die sich kein Bedenken machen, unbegreifliche Dinge durch eben so unbegreifliche und unverständliche, aber allen Ohren wohlbekannte Worte zu erklären, und dadurch (auch wohl gegen ihre Absicht) Unheil in der Welt zu stiften. Es ist daher um so nöthiger, daß Begebenheiten, die so leicht in großen Mißbrauch gezogen werden könnten, vor der ganzen Welt in ein Licht gestellt werden, das nichts Zweifelhaftes, Zweideutiges und Unbeleuchtetes übrig läßt.

**) Und was doch gleichwohl eine sehr merkwürdige und Nachdenken erweckende Erscheinung ist!

Erziehung im Umgange mit dem männlichen Geschlechte zurückhält, oder die Ergießungen ihrer Seele *) unterdrückt. Ihr Divinazionsvermögen von abwesenden oder zukünftigen, ganz außer ihrer Sfäre liegenden, Dingen ist nicht so bestimmt, nicht so zuverläßig, begründet sich (nach ihrem eigenen Geständniß) oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen; jedoch trifft es nicht selten richtig ein. — Die wichtigste Folge dieser besondern Kur ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken, indem ihre Krämpfe und Konvulsionen (außer den kurzen konvulsivischen Erschütterungen, die sie noch während des Manipulirens aber nicht oft, bekommen) aufgehört, und ihre Kräfte zugenommen haben."

Dieß ist bis jetzt, und so viel ich wenigstens weiß, alles, was von dieser, durch Lavaters Rath und selbst gegebenes Beispiel veranlaßten wunder-

---

*) Wer wird nicht auch hier mit mir wünschen, daß uns Herr D. B. theils um der Sache selbst willen, theils zu Verhütung alles besorglichen Mißverständnisses, detaillirte Beispiele solcher von allen Schlacken des Vorurtheils und der Erziehung gereinigter Seelenergießungen gegen Personen unseres Geschlechtes hätte geben wollen oder können? Da man dem Publikum so viel gesagt hat, warum sollte man ihm nicht alles sagen dürfen?

vollen Desorganisazionsgeschichte dem Publikum bekannt gemacht worden ist. Ich gestehe offenherzig, daß mir aus der ganzen Bibliotheque bleue keine einzige Wunderbegebenheit erinnerlich ist, welche unglaublicher wäre als das, was uns hier von den Wirkungen der magnetischen Manipulazion auf ein junges Frauenzimmer, die an Nervenkrämpfen litt, von dem dadurch bewirkten magnetischen Schlaf, *) von der in diesem Zauberschlaf sich äußernden höchsten Verfeinerung der Sinne, Exaltazion der Seelenkräfte, Divinazionsgabe, medizinisch-praktischer Kenntniß ihrer eigenen Krankheit und der besten Heilungsart derselben, u. s. w. berichtet wird. Meiner Vernunft kommt es vor, diese angeblichen Thatsachen, als Wirkungen der magnetischen Manipulazion betrachtet, gehören mit zu der Erzählung des lying Travellers „von den blauen Augen, die durch die Bestreichung des Braminen Padmanaba durch eine vier Ellen dicke Mauer sehen können“ in Eine Klasse, **) und ich finde es nicht unglaublicher, daß Blanchard (wenn es ihm

---

*) Von den Französischen Magnétiseurs auch Somnambulisme magnetique genannt.

**) Wem dies beim ersten Anblick etwa zu viel gesagt scheinen möchte, den ersuche ich, sich aus dem eilften Stücke der Berl. Monatsschrift von 1785. S. 431. zu erinnern, daß der Marquis von

einmal einfallen sollte in den Mond zu schiffen) mit dem König Endymion soupiren werde: als daß Mademoiselle N. N. in Kraft gewisser, durch eine mit ihr in Rapport stehende Person, an ihrem Leibe vorgenommener magnetischer Handhabungen, die Wundergabe erhalte, im Schlafe zusammenhängend zu reden, mit den Fingern zu sehen, ihr eigener Arzt zu werden, und zu definiren.

Aber hier sind drei Aerzte, die sich als unbefangene Beobachter und Augenzeugen dieser Wunderbegebenheiten mit Namen nennen! Männer, die im bestätigten Rufe einer vorzüglichen Aufklärung, Rechtschaffenheit und Kenntniß ihrer Kunst stehen — kurz, in deren Glaubwürdigkeit, in Absicht dessen, was sie gesehen und beobachtet haben, nicht der geringste Zweifel statt findet. Dieß giebt der Sache doch wohl eine andere Gestalt? — Wir wollen sehen!

Gesetzt, einer meiner Freunde, der mir von vielen Jahren her als ein glaubwürdiger Mann bekannt ist, erzählte mir: er selbst sey mit noch drei oder vier andern, mir eben so bekannten, rechtschaffnen, verständigen und herzhaften Männern ein Augenzeuge

---

Puisegur zu Straßburg auch dieses Wunder zu Stande gebracht hat, und daß gewisse von ihm magnetisirte Personen durch dicke Mauern haben sehen können.

davon gewesen, daß ein gewisser Geisterbanner, auf sein, des Erzählers, Verlangen, unsern vor drei Jahren verstorbenen Freund N. N. zitirt habe; der Verstorbene sey wirklich unter einem gewaltigen Donnerschlag, wovon alle Lichter im Zimmer ausgelöscht worden, in glänzender Gestalt zur Thür hereingekommen, habe sich mitten in den Kreis gestellt, sey von ihm erkannt worden, habe auf seine Fragen Antwort gegeben, und sey mit abermaligem Donner und Blitz wieder verschwunden: — was wird diese Erzählung meines Freundes für eine Wirkung auf meinen Verstand thun?

Werde ich den Finger auf den Mund legen und schweigen? — Gewiß nicht!

Werde ich von meinem Freunde glauben, er habe mich belügen oder betrügen wollen? — Noch weniger!

Werde ich also die Erscheinung unsers verstorbenen Freundes für eine wirkliche wahre Begebenheit halten, und mich mit Hamlets Spruch, „es giebt viel Dinge „im Himmel und auf Erden, u. s. w.“ darüber trösten, daß ich nichts davon begreifen kann? — Am allerwenigsten!

Und warum das?

Die Antwort muß, sollte ich denken, jedem vernünftigen Menschen auf der Zunge liegen: „Weil ich, wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaube, alle Geister- und Gespenster- und Wunderlegenden, die von Anbeginn der Welt an bis

zu den Wundern des lausigten Bettlers Labré, erzählt und geglaubt worden sind, für eben so wahre Begebenheiten halten müßte; — denn alle diese Wundergeschichten, von denen die Mönchschroniken und Legenden wimmeln, sind durch glaubwürdige, angesehene, zum Theil heilige Männer bezeugt, ja viele derselben sind, trotz ihrer Unwahrheit, sogar gerichtlich erwiesen worden.“ „Ich sage noch mehr: wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaubte, so wäre ich, um konsequent und mit mir selbst einstimmig zu seyn, genöthiget, alle Begebenheiten, die in allen Feenmährchen und Amadisen der Welt erzählt werden, für sehr glaubliche Dinge zu halten, denen, um auch vollends glaubwürdig zu seyn, nichts als ansehnliche, in gutem Ruf und Leumund stehende, Augenzeugen fehlten, die man, ohne sich böse Händel zuzuziehen, weder Lügen strafen, noch ohne Unhöflichkeit beschuldigen könnte, daß sie sich durch falschen Schein, künstliche Maschinerie, oder ein zwischen den sichtbaren und verborgenen Akteurs der Komödie verabredetes Spiel hätten täuschen lassen. — Wenn ich nun aber dieses unermeßliche Chaos von Wundergeschichten und Wundermährchen theils für wahr, theils für möglich und an sich selbst glaublich halten müßte, was würde aus meinem Menschenverstande werden?“

Was bliebe mir also in dem angenommenen Falle übrig, als meinen Freund zu bitten: daß er mir alle

Umstände der besagten Geisterbeschwörung bis zu Ende, mit allen ihren Kausalitäten und Modalitäten, so genau als möglich erzählen möchte, und wenn dieß von ihm und den übrigen Augenzeugen geschehen wäre, zu versuchen, ob sich nicht die ganze Erscheinung, ohne eine abgeschiedene Seele, aus sehr natürlichen Ursachen sehr natürlich und begreiflich erklären lasse? — Ich würde zu meinem Freunde sagen: „Lieber Freund, ich habe eine große Meinung von deinem Verstande, und ich traue deiner Redlichkeit wie mir selbst: aber du bist doch nichts weiter als ein Mensch wie ich auch, der trotz seinem Verstand und Willen der Täuschung auf unzählige Arten und Weisen unterworfen ist. Ich glaube, daß du gesehen hast, was du gesehen hast; aber ich glaube nicht was du nicht gesehen hast, und vielleicht nicht sehen konntest. Ich glaube deinen Augen: aber ich traue weder deiner Imaginazion, noch den Trugschlüssen, die sich vielleicht deinen wirklichen Beobachtungen unvermerkt unterschoben haben. Du kannst manches gut beobachtet haben: aber es ist auch möglich, daß manches, und gerade das, worin der Aufschluß des ganzen Räthsels liegt, deiner Bemerkung entgangen ist. Es ist gar zu leicht, in Dingen dieser Art — wo unsere angeborene Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren unvermerkt der Täuschung mehr Raum giebt als wir uns selbst zutrauen — getäuscht zu werden.“

Man mache die Anwendung des vorausgesetzten

Falles, in so fern es passend ist, auf die vorliegende Desorganisazionsgeschichte; aber man lasse mich nicht mehr sagen als ich sagen will und wirklich sage. Alle in diese Geschichte verwickelte Personen sind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den letztern habe ich, bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erstenmal und öfters gesehen, und mein Herz ist dem seinigen beim ersten Anblick entgegengekommen; aber die Verschiedenheit unserer Vorstellungsart, und was davon abhängt, ist natürlicherweise geblieben, wie sie war. Jeder Mensch muß in Sachen des Herzens nach seinem Herzen, in Sachen des Verstandes nach seiner Einsicht und Ueberzeugung handeln. Ich, meines Orts, kann eben so wenig glauben, daß eine magnetisirte Person durch eine Mauer sehen oder im Schlafe schärfere Sinne und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen des Lavaters und seiner Gemalin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetischen Zustandes begegnet ist, wie Herr Marcard in seiner Antwort an Lavater. Mit der besten Meinung von den drei Bremischen Aerzten, und den beiden magnetischen Schläferinnen, vermuthe ich, daß ihnen allen in dieser Sache — etwas Menschliches wiederfahren sey. Es ist hier, meiner Meinung nach, wie mit einer verwickelten Rechnung, wobei das Facit nicht heraus-

kommt was herauskommen sollte. Irgendwo muß der Fehler liegen, wenn wir ihn auch noch so lange nicht finden könnten. Aber eben darum wollen wir so lange suchen, bis wir ihn finden.

Doch was rede ich schon davon, wo der Rechnungsfehler stecke? Alles Suchen würde vergebens seyn, so lange man uns nicht alle Data an die Hand giebt, welche zu einer vollständigen Kenntniß des Faktums nothwendig sind. Ein jeder, der das Schreiben des Herrn D. Bicker im Hannöverischen Magazine selbst durchgelesen hat, wird zwar darin einleuchtende Proben der Aufrichtigkeit, womit es geschrieben ist, wahrnehmen: aber an der Vollständigkeit der Erzählung fehlt noch vieles. Ich begreife sehr wohl, daß Umstände und Verhältnisse dem Erzähler einer außerordentlichen Begebenheit, die sich in einer angesehenen Familie des Ortes seines Aufenthalts (zumal wenn dieser Ort eine der ersten Reichsstädte ist) in mehr als einer Rücksicht Gränzen setzen. Aber darum bleibt es nicht weniger richtig: daß man dem Publikum von dieser Sache entweder gar nichts hätte sagen sollen, oder daß man sich mit Rechtschaffenheit schwerlich wird entbrechen können, ihm alles zu sagen. So scheint z. B. dasjenige, was von der Leibes- und Seelenbeschaffenheit der beiden Pazientinnen, besonders der ältesten, erzählt wird, nicht hinlänglich zu seyn, um alles Licht, das man zu haben wünschen muß, über

die Fragen zu geben: in wie fern diese sonderbare Nervenkrankheit in ihrem vorigen Zustande gegründet, und was die nähere oder nächste Veranlassung dazu gewesen? Ob und in wiefern etwa ihre besondern Lebensumstände, Situazionen, Verhältnisse, Lektüren, Leidenschaften u. dergl. mehr oder weniger Einfluß auf die Krankheit sowohl als die magnetische Kur gehabt haben könnten? — Ferner scheint es nicht Vorwitz, sondern Erforderniß der Sache zu seyn, wenn jeder Leser deutlich unterrichtet zu seyn wünscht: worin die magnetische Manipulazion, die an den beiden jungen Frauenzimmern vorgenommen worden, eigentlich bestanden habe? Von wem solche vorgenommen worden? ob von einer Manns- oder Frauensperson? wie oft? wie lange jedesmal? In welchem Rapport die manipulirende Person mit der Pazientin gestanden und noch stehe? Ob man versichert sey, daß sich nicht irgend eine, an sich unschuldige, geheime Leidenschaft — etwas das sich bei einem schönen und liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, ohne Beleidigung, gar wohl als möglich voraussetzen läßt — in die Sache gemischt habe? — Niemand kann die Achtung, die der zarten Hälfte des menschlichen Geschlechts gebührt, und die Delikatesse, womit eine Sache zu behandeln ist, worin ein paar schätzbare junge Personen dieses Geschlechtes so nahe betroffen sind, stärker fühlen als ich: aber diese Sache ist nun einmal, durch die Publizität,

die man ihr gegeben hat, eine Angelegenheit aller derjenigen geworden, denen das Interesse der Menschheit nicht gleichgültig ist; konvenzionelle Rücksichten können nun nicht mehr in Betrachtung kommen; und es ist billig zu erwarten, daß nichts von dem, worüber (nach dem eigenen Geständniß des Herrn D. Bicker) sich diese jungen Damen in ihrem magnetischen Zustande so leicht hinwegsetzen, als ein Vorwand werde angeführt werden, der Welt alle die Nachrichten zu versagen, die einiges Licht über diese räthselhafte Geschichte verbreiten können.

Ueberhaupt scheint es unumgänglich zu seyn, daß alles, was in dem Briefe des Herrn D. B. von den seltsamen und unerklärbaren Wirkungen der magnetischen Manipulazion auf beide Pazientinnen nur im Allgemeinen gesagt worden ist, mit mehreren ausführlich erzählten Beispielen belegt werde. Ohne Zweifel haben die Aerzte, welche, vom Anfang der magnetischen Kur an, den Erfolg derselben so genau beobachtet haben, ein Journal über Beobachtungen und Bemerkungen geführt, dessen vollständige Bekanntmachung die meisten Fragen, die bei Lesung des Schreibens an Herrn Hofrath Baldinger in einem aufmerksamen Leser entstehen müssen, beantworten würde. Ich sehe nicht, was wohldenkende Männer mit Recht zurückhalten könnte, sich dieses Verdienst um die Welt zu machen.

Die Quelle der meisten falschen Rechnungen, die

unser Verstand beim Urtheilen über verwickelte oder ungewöhnliche Naturbegebenheiten macht, liegt darin, daß man die Untersuchung zu früh für geendigt annimmt, und also aus unvollständigen datis eben so getrost schließt, als ob man aufs vollständigste von allem unterrichtet wäre. Ich gestehe gern, daß gelehrte und scharfsinnige Männer seltner in diesen Fehler fallen als andere; aber auch dem Weisesten kann etwas Menschliches begegnen. — Die Aerzte konnten keine materielle Ursache der Krankheit des Frauenzimmers von zwanzig Jahren entdecken, und schreiben sie also einer widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems zu. Aber was war die Ursache dieser widernatürlichen Reizbarkeit bei einem wohlgebildeten, schönen, geistvollen, vortrefflich erzogenen und kultivirten Mädchen? Diese Ursache war doch vermuthlich natürlich? — Und wenn alle Kunst der Aerzte nichts gegen die Krankheit vermochte, sollte man nicht beinahe genöthiget seyn zu vermuthen, daß irgend eine moralische oder fysisch-moralische Angelegenheit die Ursache des besagten widernatürlichen Zustandes ihres Nervensystems gewesen sey? Könnte diese nicht auf die eine oder andere Art mit der magnetischen Manipulazion in Verbindung stehen, und wenn wir zur Einsicht in diese so natürlichen, gewöhnlichen und erklärbaren Mysterien zugelassen werden könnten, am Ende auch

der glückliche Erfolg der Kur ein großes Licht daher erhalten? — Von der ähnlichen Krankheit des achtzehnjährigen Mädchens wird zwar ein heftiger Schrecken als die nächste Ursache angegeben; aber nicht gesagt, was diesen Schrecken veranlaßt habe: da doch (weil dieses ganze Schreiben auf Informazion des Publikums abgezielt ist) unsere Unwissenheit über diesen Punkt nicht gleichgültig scheint. Uebrigens ist auch diese junge Person „schön und wohlgestaltet, zwar nicht so lebhaft von Imaginazion, nicht so ausgebildet als die erste, aber ein sanftes gutes Mädchen, das bei einem weniger vollkommenen Gegenbilde (als die erste ist) auch bei dieser Erscheinung sehr glänzen würde.“ — Diese Verschiedenheit der Temperamente und Anlagen bei diesen beiden Personen macht zwar (wie Herr D. B. sagt) keine Veränderung in den fysischen Wirkungen des Magnetismus, welche bei beiden gleich sind: aber die psychologischen Fänomene sind sehr verschieden, und das Divinazionsvermögen und die Seelenkräfte erscheinen bei der ersten Pazientin in so viel höherm Glanze als ihre natürliche Anlagen und deren Ausbildung unterschieden sind. — Diese Beobachtung (von welcher man ebenfalls die unmittelbaren Fakta und Beispiele, wovon sie nur das Resultat ist, zu sehen wünschen muß) scheint meiner Vermuthung, daß in dieser ganzen Wundergeschichte alles sehr natürlich, und vielleicht das meiste (wo

nicht alles) sehr erklärbar zugehe, nicht wenig zu statten kommen. Aber freilich wirft uns die gleich darauf folgende Versicherung: „daß die Aerzte auch bei der zweiten Pazientin im magnetischen Schlafe Kenntnisse, Scharfsinn, Urtheilskraft bemerken, die sie im wachenden Zustande nicht äußern konnte“ — in unsere vorige Verlegenheit zurück. Wir kennen eine Leidenschaft, die, es sey nun noch unbestimmtes und unbefriedigendes Naturbedürfniß, oder auf einen besondern Gegenstand gerichtet sey, unter gewissen Umständen, eine gewisse Verfeinerung und Schärfung der Sinne, ein lebhafteres Spiel der Einbildungskraft, und selbst einige Erhöhung der übrigen Seelenkräfte, auf eine ganz natürliche Art, (wiewohl freilich nicht bei allen Menschen ohne Unterschied) bewirkt. Mit acht und mehr Wochen langem magnetischen Manipuliren verbunden, sollte diese, ihrer Allgemeinheit ungeachtet, sehr mysteriöse Leidenschaft, zumal wenn sie durch Umstände genöthiget wäre geheim zu bleiben, in diesem Stücke sehr große und sonderbare Wirkungen hervorbringen können. Aber Kenntnisse, Kenntnisse die man im wachenden Zustande nicht äußern konnte, mitzutheilen, (ich nehme die einzige aus, die Adam und Eva erhielten, nachdem sie von der verbotenen Frucht gegessen hatten) diese Wirkung läßt sich aus jener Leidenschaft nicht erklären. Dieses Wunder thut also die magnetische Manipulazion! —

Und wenn diese Kennntnisse der Person, welche sie im magnetischen Schlafe äußert, wirklich auf keinem andern natürlichen Wege zugekommen, sondern durch die magnetische Behandlung gleichsam eingerieben oder eingekrabbelt worden sind; — so hat freilich alles, was man seit so manchem Jahrtausend aus der allgemeinen Erfahrung von der Natur des Menschen herausgebracht zu haben glaubte, auf einmal ein Ende! — Aber dafür fängt auch Mesmer und Puisegur eine neue Epoche der Menschheit an; ihre Entdeckung wird die wichtigste aller Entdeckungen, die jemals gemacht worden; und, da sie (um mich des Franklinischen Ausdrucks zu bedienen) da sie schon in der Kindheit solche große Dinge thut: so kann man sich von ihrer Ausbildung und Maturität mit Recht eine allgemeine Umgestaltung der menschlichen Dinge, und eine Erhöhung und Vervollkommnung unserer Natur und unseres Zustandes versprechen, wovon gemeine Menschen sich, selbst jetzt, da dieser novus saeculorum ordo vor unsern Augen zu entstehen anfängt, noch keine Vorstellung machen können.

Noch wage ichs freilich nicht, diesen zauberischen Hoffnungen, und den herrlichen Aussichten, die sie ins Unendliche vor mir aufschließen, mich so schwärmerisch zu überlassen, als vielleicht vor dreißig Jahren geschehen seyn könnte. Es könnte noch zu früh seyn über neue Entdeckungen zu triumfiren, da alles

noch so dunkel ist, und unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen liegt! Noch sind Untersuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzustellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulösen, die gar zu leicht Schwierigkeiten und Hindernisse finden könnten, woran unsere ganze Hoffnung scheitern dürfte. Indessen wollen wir den Muth nicht sinken lassen. Die Sache verdient, von allen Filosofen, Naturforschern, Aerzten und Menschenkennern, mit der größten Aufmerksamkeit in Erwägung genommen zu werden. Das allgemeine Beste der Menschheit ist auf die eine oder andere Art gleich stark dabei interessirt, der animalische Magnetismus mag nun am Ende triumfiren oder zu Schanden werden. Aber daß eines von beiden geschehe, ist, so wie die Sachen gegenwärtig liegen, unumgänglich nöthig. Der abgekühlte, vernünftige und (mit Erlaubniß zu sagen) egoistische Theil der Menschen hat sich bisher immer zu gleichgültig bei solchen Gelegenheiten verhalten. Man hat sich begnügt, über alles, was in den Kreis der verborgenen Filosofie, Alchymie, Magie, Theosofie und Theurgie gehört, über Geistererscheinungen und Teufelbannerei, über Talismane und Zauberspiegel, die Jugendquelle und den Stein der Weisen, über St. Germain, Cagliostro, Bleton, Mesmer, Puisegur, und über den ewigen Juden

(der hoffentlich auch bald wieder auftreten und seine Rolle spielen wird) zu lachen und zu spotten. Man hat denjenigen, die sich mit solchen Dingen abgeben, oder an solche Menschen glauben, ihren rechten Namen zu geben gemeint, wenn man sie Energumenen, Schwärmer, Narren, oder Scharlatane und Beutelschneider betitelte; übrigens aber die Thatsachen, auf welche sie sich beriefen, als keiner Aufmerksamkekt würdig, nur zu oft ununtersucht und unberichtigt gelassen. — Und eben daher ist es gekommen, daß es der Vernunft noch immer unmöglich gewesen ist, einen entscheidenden Sieg über ihre Gegner zu erhalten.

Aber nunmehr, in einer Zeit, wo die Aufklärung gemeiner ist als jemals — wo die Wissenschaften einen Punkt der Höhe erreicht haben, auf dem sie noch nie gestanden, und wo, diesem ungeachtet, ja vermuthlich eben deßwegen, Wunderglaube, Geisterseherei uud Magie, von neuem in Ansehen kommen, und desto mehr Anhänger finden, je anlockender die Hoffnung ist, ohne gründliche Wissenschaft, auf bequemen Schleichwegen, noch mehr, als uns jene jemals versprechen kann, zu erlangen, den Schlüssel des geheimsten Kabinets der Natur zu finden, und von der Geister- und Körperwelt auf einmal Meister zu werden; — und in einer Zeit, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer sich das Wort gegeben zu haben scheinen, durch außerordentliche Wege

und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menschen zu thun, und wo die ordentlichen Menschen so außerordentlich geneigt und aufgelegt sind, solche Wirkungen nicht nur zu leiden, sondern so viel an ihnen ist, durch Erhitzung ihrer Imaginazion und Anstrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias Fraudes, noch zu befördern: in einer solchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geschehen, ohne daß sogleich, wie wenn sich eine Bête de Gevaudan sehen ließe, Lerm gemacht, und nicht eher abgelassen werde, bis das Wunderthier geschossen oder gefangen ist, und sich dann ergiebt, daß es — nichts als ein etwas größerer Wolf, oder doch ein Wolf wie andere Wölfe ist.

5.

Margaretha von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin.

1781.

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Größe der Seele, die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann, verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I., ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damals die neue Religion nannte, und der Schutz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter,

besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ; die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Parteien völlig recht machen zu können — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens sind aus der Geschichte bekannt genug. Der Geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatze die Rede seyn wird.

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwigs XII. (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches, in der Lage einer Christina von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen Erzählungen.

Jene wurden noch bei ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye, unter dem seltsamen aber dem Geschmack der damaligen Zeit angemeßnen Titel: Marguerites *) de la Marguerite des Princesses, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannte Mysterien, einem paar dialogirten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, die Satyrn und die Nymfen der Diana betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. dergl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Melang. Tom. VII. p. 102.) der die Gedichte der Königin von Navarra überhaupt agréables, spirituels et bienfaits findet, und alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem Ridicule de ces Pièces devotes schuld sey — scheint seine Richtigkeit zu haben. Soviel ist gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymfen, der im zweiten Theile des Parnasse des Dames zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber ge-

*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Namen Margarite, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann. W.

nommen, den Styl zu modernisiren, nichts gewonnen hat, das den Verlust der Naivetät des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überließ, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

Pour être un digne et bon Chrètien,
Il faut à Christ être semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
A tout honneur qui est damnable;
A la Dame belle et jolie,
Au plaisir qui la chair emeut.
Laisser biens, honneurs, et Amie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner,
D'un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
S'ejouir en melancolie
Et tourment dont la chair s'emeut!
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Mysterien, oder geistlichen Dramen, (die Geburt Christi, die heil. drei Kö-

nige, der Bethlehemitische Kindermord, und die Flucht nach Egypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie, in der Wüste, vor Müdigkeit und Erschöpfung, sich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Josef geht umher einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der Ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die Scene verwandelt sich unter folgendem Gesang der Engel, in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort:

Erster Engel.

Champ des Deserts, cessez d'être steriles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweiter Engel.

Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mère,
Presentez lui votre onde pure et claire,
Honneur aurez quand de vous on prendra.

u. s. w.

Die angenehme Ueberraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemälde. Aber Contemplation, Memoire und Consolation, jede mit einem großen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freilich alles wieder. Dieß waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen ließ.

Die Komödie, oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht, nach damaliger Art, aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daß sie die Liebe gar nicht kenne, eine andre findet sich noch glücklicher weil sie liebe und geliebt werde. Zwei Frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes den sie doch einzig liebt; die andre über die ungegründete Eifersucht des ihrigen, wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör giebt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen,

und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Margarite wenigstens eben so unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sybille) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der einen wegen der Untreue, und der andern wegen der Eifersucht ihres Mannes, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem so guten Rathe desto mehr Gewicht zu geben (und, weil sich das Stück mit einem Tanz schließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verschaffen) läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der sie versichert: daß sie es sehr übel mit sich selbst meinen würden, wenn sie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke, (sagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames) daß die Königin von Navarra sich kein Bedenken machte, diese Komödie unter ihrem Namen und mit königlichen Privilegien drucken zu lassen, und dieß zwei Jahre vor ihrem Tode, und daß sie damals für devot und sogar für gut katholisch passirte.

Für das Letztere möchte ich eben nicht gut stehen.

Aber daß die Königin von Navarra eine religiöse Frau und von unsträflichen Sitten war, ist unläugbar. Wie kam es also, daß sie den beiden betrübten Weibern nichts besseres zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen seyn, weil sie ihr Geschlecht kannte, und wirklich glaubte, daß den beiden Weibern nicht besser zu rathen sey, und weil sie freimüthig genug war, was sie dachte auch zu sagen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Ersten, und eine Königin — was hätte sie verhindern können offenherzig zu seyn? — Die Komödie endigt sich damit daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

Menons les dancer toutes quatre.

Auch recht! (sagt der Greis, noch ein ächter Franzose von altem Schrot und Korn) ich und meine Alte sind dabei, wir wollens euch nicht wohlfeil geben;

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moi, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, sagt er, tanzt man in Paris schon mit dreißig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen,

die Spartaner u. s. w. tanzten noch im sechzigsten." — Freilich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder am gewöhnlichsten, der Contes de la Reine de Navarre, bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Außer dem Zeugniß eines Geschichtschreibers wie August von Thou, beweiset es die Zueignungsschrift an die Prinzessin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567 vorgesetzt ist: und Brantome versichert, daß er es aus dem eignen Munde seiner Großmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt in seinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwohl die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s'intitule les Contes de la Reine de Navarre, ou l'on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles Sentences, que j'ai oui dire,

que la Reine-Mère (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien quelle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent si grand depit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litière en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l'oui ainsi conter à ma Grand'Mère, qui alloit toujours avec elle dans sa litière comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l'escritoire, et les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on lui eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra ist einer, (der vierte in der ersten Journée) wovon sie selbst die Heldin war, und der aus dieser Ursache um so merkwürdiger ist, weil das Abenteuer selbst von der häkeligsten Art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame, bei nächtlicher Weile, wider ihren Willen im Schlafe zu überraschen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günstling König Franzens, (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern) war der Mann, der sichs einfallen ließ; bei der Schwester seines Königs auf diese plumpe Art den Satyr zu spielen. Margarite erwachte zu allem Glück von dem Geräusche, das die geheime Fallthür machte, durch welche

sich der v rliebte Admiral in ihr Schlafgemach stehlen wollte, *) und sie führte ihn ab wie man sichs vorstellen kann. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß er schon zweimal vorher versucht hatte Gewalt bei ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweitemal so übel dabei weggekommen war, daß er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen durfte, weil die Prinzessin zu seinem Unglück vergessen hatte ihre Nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit oben drein seyn, um nach einem solchen Empfang zum dritten Male wieder zu kommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantomens Großmutter zu Gewährleuten. Die letztere hatte sie unmittelbar von der Königin selbst, und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone, (wiewohl unter verstecktem Namen) es der ganzen Welt zu erzählen.

Uebrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich

---

*) Die Scene war auf einem seiner Landsitze, während daß der Hof zum Besuch bei ihm war.

W.

wirklich und größtentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Kostum der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter, wahre, lebendige und charakteristische Begriffe zu verschaffen. Das langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen, von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt) die oft unausstehlich platten moralischen Lehren, und die selten unterhaltenden, wiewohl charaktermäßigen Gespräche und Dispüten der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergötzen. Die Erzählungen schwimmen darin, wie kleine Fischchen in einer großen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Kommentar über den Solinus: daß die Brühe mehr werth sey als der Fisch.

6.

Vom heiligen Martin.

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in Frankreich mehr Verehrung genossen als St. Martin, Bischof von Tours. Ihm allein zu Ehren befreiten die Könige der ersten Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben. Seine Kirche war die allerheiligste und unverletzlichste Freistatt. König Chilperich wagte es nicht seinen rebellirenden Sohn, der sich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der festen Ueberzeugung, daß solch eine Art von Kirchenraube immer durch ein Wunder aufs härteste bestraft werde. Indessen wollte er doch auch das Opfer seiner Wuth nicht entwischen lassen, und griff also zu einem sonderbaren Mittel. Er schrieb eigenhändig an den Heiligen, und bat ihn geziemend um die Auslieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf sein Grab gelegt, und daneben ein reiner Bogen Papier, auf welchem der Heilige seine Antwort liefern sollte. Die Antwort blieb aber außen; und Meroveus genoß

den Schutz des Heiligen, so lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher um, als bis er sich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürsten jener Zeit wetteiferten ordentlich mit einander, wer diesem großen Heiligen seinen Schutz und seine Patronschaft am theuersten abkaufen könne. Sie bereicherten seine Kirche mit Schätzen, und verehrten seinem Grabe und seinen Reliquien Kostbarkeiten vom höchsten Werthe. Wahr ist's wohl, daß auch die nachherigen Vormünder des Heiligen das Ihrige auf eine eben nicht sehr feine Art dazu beitrugen, die großen Herren in diese freigebige Stimmung zu setzen. „Wenn du Gott das Seinige nehmen willst, so wird auch Gott dir Reich und Krone nehmen!“ sagte einmal Injuriosus Turonensis Klothar dem Ersten gerade ins Gesicht. Klothar war durch diese Aeußerung wie vom Donner getroffen, fühlte St. Martins Rache schon über seiner Scheitel brennen, und brachte dem schlauen Injuriosus die reichsten Präsente, um nur den aufgebrachten Heiligen wieder zu begütigen und zu versöhnen.

Klovis verbot auf seinem Zuge gegen Alarich, König der West-Gothen, seinen Soldaten bei Todesstrafe, in der Touraine das Geringste zu nehmen außer Wasser und Gras. Ein Soldat nahm nur ein Bündel Heu. Der König erfuhr es, rief in vollem Zorne: „aber wie können wir nun Sieg hoffen, wenn

wir den heiligen Martin so beleidigen?“ und ließ den Soldaten hinrichten.

Die Reliquien des heiligen Martin machten seine Kirche zu einem ordentlichen Orakel, wohin man zog um den sogenannten Spruch der Heiligen zu holen. Der Glaube an diese Art von Weissagung bei wichtigen und zweifelhaften Unternehmungen war außerordentlich stark. Man entschloß sich nämlich nach der ersten Antiphone oder Versikel, die man beim Eintritt in die Kirche im Chor singen hörte; oder nach dem ersten Spruch den man aufs Ungefähr in der Bibel aufschlug. So sang z. E., als die Gesandten von Klovis in die Kirche traten, der Chor: „Herr, du hast mich angethan mit Stärke zum Krieg, und hast unter meine Füße gegeben, die da aufstanden wider mich.“ Klovis bekam Muth durch diese vermeinte Weissagung, und siegte auch in der That.

Die Furcht vor den Normannen bewog die Einwohner von Tours die Reliquien des heiligen Martins einstmals, erst ins Kloster Cormeti, dann nach Orleans, dann nach Chablis, und endlich nach Auxerre zu schaffen. Die Wunder, die sie auf dieser Reise allenthalben thaten, brachten den Priestern von Tours, die als ihre Hüter mitzogen, eine so reiche Lese von Almosen und Geschenken, daß endlich die Klerisey von Auxerre darüber neidisch wurde, und halben Antheil daran verlangte; weil, wie sie behaupteten, St. Martin die großen Wunder nicht allein, sondern in Kompagnie mit ihrem

St. Germain thue, und folglich den Profit mit ihm theilen müsse. Der Streit fing an hitzig zu werden, und man provozirte endlich auf eine Probe der Wunderkraft beider Heiligen. Man legte nämlich einen Aussätzigen zwischen die Reliquien-Kasten Beider; und siehe da, die Seite des Kranken, welche nach St. Martin zu gelegen hatte, war geheilt, die andere nicht. Nun kehrte man den Kranken um, und legte ihn mit der noch unkurirten Seite auch nach St. Martin zu, und der Heliige vollendete seine Kur, und trug also den Sieg in Betreff der Kurkosten davon. Als diese wunderthätigen Reste von Auxerre wieder nach Tours zurückgebracht wurden, gab man ihnen ein Korps von 6000 Mann zur Bedeckung mit. Wo sie nur durch eine Stadt, Flecken oder Dorf zogen, wurden alle Kranken gleich gesund. Manche aber waren mit dieser Wohlthat nicht ganz zufrieden. Unter andern ein Paar Gichtbrüchige, die sich ihre Gicht zu einer ganz einträglichen Leibrente gemacht hätten, und nun hatten wieder arbeiten müssen, gingen den kommenden Reliquien viele Meilen aus dem Wege, um nur nicht kurirt zu werden. Aber es half nichts, sie mußten sich doch kuriren lassen.

7.

Mauren.

Eine kritische Kleinigkeit.

1777.

Als ich die Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, herausgegeben von Aug. Friedr. Ursinus, Berl. 1777. zu Gesicht bekam, konnt' ich nicht errathen, was auf der Titel-Vignette der nackte Schwarze und das Negermädchen, das aus dem Taglicht eines Thurms herab auf seine Klagen zu harren scheint, bedeuten könnte. Aber bald gab mir die Anmerkung des Herausgebers (S. 307.) zu der Maurischen Romanze, Alkanzor und Zaide, den Schlüssel dazu, da sie mich belehrte, daß der Neger und sein Mädchen eben diesen Alkanzor und Zaide vorstellen sollten. Allem Ansehn nach hat der Künstler sich durch den Namen Mohr und Mohrenland verführen lassen, sich diese zärtlichen Grenadischen Liebhaber als Schwarze oder

Negern vorzustellen; wenigstens fällt es jedem in die Augen, daß er sie so abgebildet hat. Wir Deutschen sind gewohnt, wenn wir Mohren hören, uns eigentliche Schwarze, Abyssinier, Einwohner der Küste von Guinea u. dergl. zu denken. Die Grenadischen Mauren aber waren nichts weniger als solche Mohren; sie waren an Farbe (besonders ihre Damen) wenig von den Spaniern verschieden; waren an Sitten, Lebensart, Kleidung u. s. w. in den mittlern Zeiten, bis ins 15te Jahrhundert, die Muster von Pracht, Zierlichkeit und Geschmack, und gaben den übrigen Europäern den ersten Begriff von dieser wunderbaren Verbindung von Tapferkeit und Galanterie, die sich bei der Französischen Nazion am längsten erhalten hat. Alkanzor war (wie die Ballade selbst besagt) ein edler Grenadischer Ritter, und Zaide ein Mädchen aus edlem Hause; beide hätten also ganz anders aussehen müssen, wenn das Kostüme hätte beobachtet werden sollen. Ein nackter Neger, mit einer Binde oder Schürze um den Leib (wie man gewöhnlich die Negersklaven zu bilden pflegt), giebt uns keinen Begriff von einem Zegris oder Abencerragen, so wenig als das auch halbnackte krausköpfige Negermädchen einer Grenadischen Dame ähnlich sieht. Es wäre nicht unschicklicher, wenn man Pyramus und Thisbe so bildete, und sie uns dann für Babylonier gäbe. Aber auch der Uebersetzer hätte den Titel, a Moorish Ballad, nicht eine Ballade

aus dem Mohrenland, sondern eine Maurische Ballade übersetzen sollen, zumal da ihm bekannt war, daß diese Ballade eine freie Nachahmung einer in dem historischen Roman, Historia de las civiles guerras de Grenada, vorkommenden Spanischen Romanze, und die Scene derselben zu Grenada war; wie dieß auch aus dem ganzen Inhalt deutlich genug ist. Da man in Teutschland überall gewohnt ist, sich unter Mohren ganz andre Geschöpfe zu denken, als die Mauren in Spanien waren: so ist das natürlichste Mittel, Mißverstand zu verhüten, daß man diese letzteren Mauren nennt, die Abyssinier und Negern hingegen im Besitz des Namens der Mohren läßt; wiewohl ursprünglich Maur und Mohr einerlei ist.

8.

Merlin der Zauberer.

1777.

Die Geschichte dieses Wundermannes macht den Inhalt des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin spielt darin ungefähr die Rolle, die in Homers Gedichten die Götter spielen. Er ist der Erfinder und Urheber der Tafelrunde, und der immer (auch unsichtbarer Weise) gegenwärtige Rathgeber und Beschützer des Königs Artus und seines Ritter-Ordens. Alles ist an ihm wunderbar, seine Geburt, sein Leben und sein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines bösen Geistes, der sich ohne ihr Wissen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von seinem Vater empfing er die Gabe übernatürliche Dinge zu thun, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln, und das Künftige vorherzusehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung, von diesen Wunderkräften einen ziemlich menschenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwohl in Absicht der

Sittlichkeit seiner guten Dienste sehr genau zu nehmen; worin er dann wieder seinem Vater nachartete. Merlin faßte eine besondere Neigung zu dem König Uter Pandragon, und war ihm unter anderm, in seiner Liebesangelegenheit mit der schönen Ygerne, Gemahlin des Herzogs von Tintodiel, so dienstlich, daß Ygerne, weil ihre Treue sonst nicht zu erschüttern war, von König Utern, auf eben die Weise wie Alkmena von Jupitern, betrogen, und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der diesem Artus solchergestalt zur Existenz verholfen, hielt sich für verbunden, nun auch alles übrige für ihn zu thun, was ihn zum größten König seiner Zeit machen könnte. Er sorgte für seine Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberschwert Escalibor, und zur Britischen Krone, leistete ihm in seinen ersten Kriegen gegen seine Vasallen, bald in Gestalt eines Bauerknechts, bald eines Hirsches mit fünf Geweihen, bald eines häßlichen Zwergs, bald eines Harfenspielers u. s. w. großen Beistand, setzte ihn in den ruhigen Besitz seines Reichs, und krönte endlich alle seine Verdienste dadurch, daß er die seit König Uters Tode verlorne Tafelrunde nach Kramalot zauberte, und dadurch den König Artus zum Stifter eines Ordens machte, der, unter Merlins Schutze, der Vereinigungspunkt der Britischen Helden wurde, besonders derjenigen, von denen König Artus am meisten zu besorgen gehabt hätte. Einige

Zeit hernach verschwand Merlin gänzlich in Britanien, und es blieb nichts von ihm übrig als seine Stimme, die sich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weißdorn bewachsenen Grotte hören ließ, und denen, die sich der Zukunft wegen bei ihr Raths erholten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee, Viviane, seine Freundin, sonst in den Romanen der Table Ronde, La Dame du Lac genannt, war, wider ihren Willen, Ursache an dieser Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch solche bewirkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand, und von Merlins Macht, wie es scheint, eine zu große Meinung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm selbst zu probiren; aber der Zauber wirkte, zu ihrem großen Leidwesen, so gut, daß er weder von Merlin selbst noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden konnte. So wie an der ganzen Geschichte des Königs Artus und der Tafelrunde, so ist auch an der Geschichte dieses Merlins unstreitig etwas wahres; aber was daran wahr ist, von dem Fabelhaften scheiden zu wollen, möchte wohl vergebliche Mühe seyn. Die Vermuthung, daß er ein geschickter Natur- und Mathematik-Verständiger gewesen, und dadurch zu der Meinung der spätern Zeiten von seinen Wundergaben und zu den Dichtungen der Romanschreiber

des 12ten und 13ten Jahrhunderts Anlaß gegeben, mag wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Die Profezeihung, womit man sich unter Merlins Namen trägt, und über welche ein Maleferiatus in England im Jahr 1641 einen großen Kommentar in 4to herausgegeben, sind, aller Wahrscheinlichkeit nach, untergeschoben. Doch müssen sie ziemlich alt seyn, weil schon der größte Doctor Universalis (wie man ihn nannte) Alanus ab insulis, ein Mönch von Clairvaux, und ein großer Schriftsteller seiner Zeit, (d. i. der andern Hälfte des 12ten Jahrhunderts) sieben Libros Explicationum über diese Weissagungen geschrieben, welche im Jahr 1649 zu Frankfurt am Main, unter dem Titel Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia etc. gedruckt worden sind. Die berühmte Königin Karolina hat Belieben getragen, Merlins Andenken durch Wiederherstellung seiner Grotte im Park von Richmond, und ein Brustbild, so sie ihm daselbst setzen lassen, zu erneuern. Die Beschreibung davon findet sich in den Rarities of Richmond, oder exact description of the Royal Hermitage and Merlins Cave, with his Life and Prophecies Vol. I. IV. London 1736. 8.

9.

Moral der Natur.

---

1 7 8 9.

Die zwei angelegensten Wünsche, worin alle Menschen übereinkommen, sind: gesund und glücklich zu seyn. Zu beiden hat uns die Natur Anlage und unerschöfliche Hülfsquellen gegeben, und beides in den unzählbaren Individuen, die zusammen den Menschen ausmachen, unendlich vermannichfaltigt. Beides ist nicht ganz in unserer Gewalt, und hängt doch in den meisten Fällen und größtentheils von unserm Verhalten ab. Alles in und außer uns ist in unaufhörlicher Bewegung, beides zu erhalten und — zu zerstören. Beides ist ordentlicher Weise das Resultat eines der Natur gemäßen Lebens, und kann daher auf Regeln zurückgeführt werden, die so nothwendig sind als die Natur selbst.

Der bloße Naturmensch befolgt diese Regeln, bald durch den sanftern Zug der innern Nothwendigkeit, bald vermöge des gewaltsamern Dranges der äußern,

ohne sich derselben deutlich bewußt zu seyn; er lebt, ohne zu ahnden, daß es eine Kunst zu leben gebe, lebt gesund und glücklich, ohne sich etwas von einer Theorie gesund und glücklich zu leben, träumen zu lassen.

Diese Entdeckung macht er erst, wenn er auf der höhern Stufe des geselligen Standes und der Kultur, mitten unter dem neuen, erhöhten und vervielfältigten Lebensgenuß, der ihm dadurch zu Theile wird, auch die unzählichen Uebel aus Erfahrung kennen lernt, wovon der rohe Sohn der Natur nichts wußte, und welche größtentheils unvermeidliche Folgen eben dieser Ausbildung und Verfeinerung sind, die so viel Schönes und Angenehmes, Gutes und Großes in das menschliche Leben brachte.

Die Moral der Natur, oder die Theorie der Kunst uns selbst so glücklich zu machen, als der Mensch unter gegebenen Umständen durch sich selbst werden kann, ist, eben so wie die Diätetik und Heilkunst, eine Tochter der Nothwendigkeit, der, unter den Folgen der Polizirung und Unterdrückung, der Kultur und übermäßigen Verfeinerung leidenden, Humanität zu Hülfe zu kommen. Beide Künste steigen in eben dem Maße, wie die Menschheit auf der einen Seite vollkommner, und auf der andern elender wird; beide werden in den verschiedenen Mittelstufen von Barbarei und Kultur, wodurch das menschliche Geschlecht gehen muß; auf tausendfältige Art

verfälscht und verunstaltet, von schädlichen Vorurtheilen und Wahnbegriffen verdunkelt, und mit quacksalberischen Mitteln oder aus Uebel ärger machenden Methoden belästiget; und beide nähern sich ihrer höchsten Vollkommenheit, wenn die künstliche Verfeinerung der Menschheit so weit getrieben worden ist, daß die Extremitäten sich gleichsam wieder berühren, und die Nothwendigkeit nach der Natur zu leben, endlich selbst dem verdorbenen, aber für das Schöne empfindlichen und über das, was ihm gut oder böse ist, aufgeklärten Menschen in die Augen springt.

Hieraus erkläre ich mir zum Theil die große Sensazion, die Meisters Werk von der natürlichen Moral, (welches, vermöge eines Zusammenflusses zufälliger Ursachen, durch meine Vermittlung in einem Deutschen Gewand erscheint, *) in der Hauptstadt der geistvollsten und frivolsten Nazion der Welt, gemacht hat. In der That scheint es ganz besonders für die moralischen Bedürfnisse der höhern Klassen der Bewohner dieser einzigen Stadt ausgerechnet zu seyn, welche alle Vorzüge und Nachtheile, alle Herrlichkeiten und alle Greuel, wodurch sich Babylon und

---

*) Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn M(eister) von Herrn Sch(ultheß) übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. M. Wieland. Leipz. bei Göschen 1789.

Alexandrien, Athen und Antiochia in der alten Welt auszeichneten, in ihrem ungeheuren Umfang vereiniget. Nie, sagt ein scharfsinniger und beredter Beurtheiler desselben im Journal von Paris, nie hat man vielleicht das, was in den reinsten Gefühlen der Menschheit sich mit einer aufs äußerste getriebenen Civilisazion verträgt, besser aufgefaßt, nie das, was so sehr im Widerspruche zu stehen scheint, die einfältigste Natur mit den feinsten Nüancen konvenzioneller Begriffe und erkünstelter Empfindungen, so gut zusammen gereimt. Dieses Buch ist das Gesetzbuch des rechtschaffnen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künsten, des Mannes, der von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückseligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein sollten zu danken haben. Dieß scheint uns den unterscheidenden Charakter dieses kleinen Werkes auszumachen, und ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Moralisten, die man öfters wieder liest, zu versichern.

Wenn das, was in diesem Urtheile zum unterscheidenden Charakter dieser natürlichen Moral gemacht wird, geschickt ist, ihr auch unter uns in den höchsten Klassen geneigte Leser zu verschaffen, so ist es doch weder das einzige, noch, in meinen Augen, das höchste Verdienst dieses kleinen Buches. Das, was ich ganz vorzüglich daran schätze, ist, daß es durchaus ein unverfälschter Abdruck der Seele seines

Verfassers, und rein von aller deklamatorischen Energie oder empfindsamen Ziererei, eben so sehr ein Werk seines Herzens als seines Verstandes zu seyn scheint; daß er bei aller Freiheit des Geistes, die eine natürliche Folge der Aufklärung desselben ist, sich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der schwachen Seite der menschlichen Natur schuldig ist, entfernt. Seine Weisheit ist immer bescheiden, und seine Tugend verhält sich zu ihr wie eine schöne Tochter zu einer schönen Mutter, deren Ebenbild sie ist. Diese moralische Grazie, die in allen seinen Gesinnungen athmet, hat sich auch seinem Vortrag mitgetheilt, und seiner Schreibart einen keuschen absichtslosen Reiz gegeben, der seine Schrift, auch in dieser Rücksicht, mit den schönsten Produkten des goldnen Alters der Französischen Literatur in eine Reihe stellt.

Ohne Zweifel kann es für den Verfasser nicht anders als schmeichelhaft seyn, daß ein Theil des Publikums den Geist und die Beredsamkeit eines der merkwürdigsten Männer unsrer Zeit, des berühmten Necker, in diesem Werkchen zu erkennen geglaubt hat.

Es ist, meiner Empfindung nach, von der Art, daß es, wie ehemals Epiktets berühmtes Enchiridion, ein Handbüchlein aller übeln und guten Menschen zu werden verdient.

10.

Juliane Morell.

---

1 7 7 7.

Unter allen gelehrten Damen, deren das 17te Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweisen kann, scheint mir keine mehr Anspruch zu haben, das Gegenbild der Anna Maria Schurmann zu seyn, als diese Nonne, die, vermuthlich, für die meisten Leser eine ganz neue Bekanntschaft ist.

Ich selbst muß offenherzig gestehen, daß ich Schwester Julianen auch bloß von Hörensagen, und (damit meine Beichte vollständig sey) bloß aus dem Eloge, das von ihr in der Bullardischen Academie des Sciences et des Arts, befindlich ist, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Deutschland unter die sehr seltnen gehören; ich wenigstens habe nie etwas davon zu sehen bekommen. Gleichwohl wären mir ein paar Blätter aus ihren Exercices Spiri-

tuels sur l'Eternité lieber, als alle die pompösen Dinge, welche Herr Jakob Ignazius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt; denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substanzielle Form ihrer Seele wenigstens eben so gut darin wahrnehmen können, als — in dem besten Schattenriß.

Juliane Morell wurde im Jahr 1592 zu Barcelona geboren. Ihr Vater, der ein Mann von Kondizion und — ein halber Gelehrter war, hatte sich in den Kopf gesetzt: daß es eine große Herrlichkeit sey, der Vater einer gelehrten Tochter zu seyn. Er hatte also, so bald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bei Julchen so gut an, daß sie in ihrem dreizehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstand Hebräisch, Griechisch und Latein; auch die ganze Filosofie obendrein, in solcher Perfekzion (sagt Bullard), „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Filosofie herauszufordern." Sie setzte also im Jahr 1606 zu Lyon (wo sich damals ihr Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Namens-

Patronin, der heil. Juliane, zu einem Actus Disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich sieht, an diesem ganzen schändlichen Fastnachtsspiel die meiste Schuld hatte — sparte nichts, die Farce vollständig zu machen. Das gute kaum dreizehnjährige Mädchen bestieg mit Trompetenschall, in einem Kapuziner-Habit, die Katheder, und disputirte, in Gegenwart einer großen Menge ehrwürdiger Prälaten, Filosofen, und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hülfe der damals noch im Schwange gehenden Scholastischen Terminologie — über Dinge, wovon sie nichts verstand, mit bartreichen Männern mit und ohne Kapuz, die noch weniger davon verstanden; disputirte sie alle zu Boden, und erhielt von Meister Antoni Formel, der heil. Gottesgelahrtheit Doktor, auf der Stelle das Zeugniß, daß seit den Tagen Noá kein Mädchen wie Juliane Morell von einem Weibe geboren worden sey. Die Sache machte damals groß Aufsehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Gratulazionen in Prosa und Ligata. Was mich in der Meinung bestärkt, daß die gute Juliane die unschuldigste Person bei diesem gelehrten Possenspiel gewesen, ist der Umstand, daß sie — nicht, weil die Welt nicht würdig war sie zu besitzen (wie Ignazius Bullard meint) sondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon

in ein reformirtes Kloster der heil. Praxeda, Dominikaner-Ordens, ging, und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beschäftigungen zubrachte, die sich für diesen, von ihr erwählten, Stand schickten. Hier publizirte sie ihre obgemeldeten geistlichen Uebungen, und eine Französische Uebersetzung und Auslegung der Vita Spiritualis des heil. Vinzenz Ferrier, eines 50 Jahre zuvor kanonisirten Predigers ihres Ordens, von welchem, unter andern Wunderwerken, erzählt wird, daß er 35000 Juden, 800 Muhamedaner und 100,000 böse Christen, in Summa Hundert und dreiundvierzig Tausend arme Seelen durch seine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in seinem Leben eine andere als die Catalonische Landsprache gesprochen zu haben.

Dieß, L. L., ist ungefähr alles was ich euch von Schwester Julianen sagen kann. Eines von ihren angezeigten Büchlein würde uns aber Gewißheit geben können, ob und in wie fern meine Vermuthung, über ihre Seelen-Aehnlichkeit mit der Schurmannin, gegründet seyn möchte. —

Pater Baldewein Cabillau, Jesuit, ein lateinischer Versifex des 17ten Jahrhunderts, um auch seines Orts etwas zur Verpfuschung der armen Juliane Morell beizutragen, hat ein Epigramm, oder Sinngedicht, wie sie's nennen, (als ob in Epigrammen

allein oder mehr Sinn seyn müßte als in andern Versen) auf sie gemacht, worin er sagt: „Sie spreche „Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, „und wenn sie vollends gar Hebräisch rede, so fließ' „es ihr vom Munde wie Balsam mit Safran." — „Was zum Daus sind die Weiber für Geschöpfe — fährt P. Baldewein fort: „Wer sollte denken, daß es möglich wäre? Drei gedoppelte Männer verschließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Brust!" — Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beiläufig zu bemerken nicht ermangeln, daß, lange vor unsrer Juliane, bereits drei Schwestern Morell auf einmal unter den gelehrten Damen des sechzehnten Jahrhunderts figurirt haben, deren Vater Jean Morel Sieur de Grigey war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus, wiewohl er diesen um mehr als 50 Jahre überlebt hat. Da diese Mädchen Griechische und Lateinische Verse machten, überdieß ihrer Drei, und Schwestern waren, auch gar ominöse poetische Namen führten, (denn die älteste hieß Kamilla, die zweite Lukrezia und die dritte Diana) so kann man sich vorstellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Name Morell scheint mir so glücklich zu seyn, daß ich kaum zweifle, es werden sich, bei genauerm Nachforschen, noch mehr gelehrte, witzige

und kunstreiche Damen dieses Namens vorfinden, und irgend ein Literateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputazion von gelehrten Morellinnen beschenken können — wenn's etwa nicht gar schon geschehen ist.

II.

Thomas Morus.

1777.

Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichsten, geschicktesten, rechtschaffensten Männer seiner und jeder andern Zeit gewesen; — daß er, ohne andre Schwingfedern als seine persönlichen Verdienste, von der niedern Stufe eines Privatadvokaten nach und nach (und sehr wider seine Neigung, die mit dem Hofleben fast unverträglich war) bis zur Würde eines Großkanzlers von England unter dem König Heinrich VIII. gestiegen; daß er auf diesem Platze, wo ein Jahrhundert später ein andrer großer Mann (wiewohl von ganz andern Seiten groß), der Lord Bacon von Verulam, seinem Charakter unauslöschliche Flecken zugezogen, die veralteten und kaum noch glaublichen Tugenden der

Aristiden und Phozione wieder lebendig dargestellt; daß er in einer so großen Würde, an einem sehr verderbten Hofe, unter einem ausschweifenden, launigen, eigenmächtigen und tyrannischen Fürsten, die größte Einfalt der Sitten, und die höchste Lauterkeit, Wahrheit, Stärke und Freiheit der Seele immer beibehalten, daß er endlich sein Amt, aus geheimen Ursachen, die, was sich auch dagegen einwenden läßt, ihren Grund in seiner Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Vaterlandsliebe hatten, in einer Zeit, wo es beinahe unmöglich war, einer höchst fatalen Kollision von Pflichten auf andre Weise auszuweichen, freiwillig niederlegt, und daß er drei Jahre drauf (im Jahr 1535) seine unbiegsame Treue gegen innere Ueberzeugung von Wahrheit und Recht mit seinem Blute versiegelt] hat? — Ich werde also nur einige Anekdoten aus den von D. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren herausgegebenen Memoires of the Life of Sir Thomas More mittheilen; die das Individuelle in seinem Charakter — in welchem die strenge Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichsten Menschen- und Hausvatergefühl, und die aufrichtige Frömmigkeit des Christen mit der glücklichsten Jovialität und Gutlaunigkeit vereint waren — besser zu fühlen geben, als alles was ich in einer studirten Charakterschilderung davon sagen könnte.

Den Tag, nachdem er das Siegel übergeben (wo-

von seine eigne Familie kein Wort wußte) ging er, wie gewöhnlich, da es ein Feiertag war, in die Chelsea-Kirche mit seiner Frau und Töchtern, und als die Messe vorüber war — da sonst der Kammerdiener seiner Gemaliu zu sagen pflegte, der Kanzler wäre aus der Kirche — ging er selbst an die Kirchenstuhlthür, und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Madame, Mylord ist fort.“ *) Da sie seine Scherzhaftigkeit kannte, und dieß für einen Spaß hielt, achtete sie nicht weiter darauf, bis er ihr unterm Heimgehen versicherte, was er gesagt habe, sey im Wortverstande wahr, indem er den Tag zuvor sein Amt als Lord-Kanzler dem Könige zurückgegeben. Wie sie nun sahe, daß es sein Ernst sey, und als eine ziemlich weltgesinnte Frau den äußersten Verdruß darüber empfand, antwortete sie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt ihr nun anfangen, Herr More? Wollt ihr euch nun hinsetzen und Gänschen in der Asche machen? **)

---

*) Milord is gône. Der Scherz liegt in dem Doppelsinn der Redensart, welche beides sagt: Mylord ist gegangen (nämlich aus der Kirche), und der Mylord hat (bei mir) ein Ende; ich bin kein Mylord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, so hieß er nur Mylord so lange er wirklicher Lord-Kanzler war.

**) Will you sit and make Goslings in the

Was, ist befehlen nicht besser, als gehorchen?" More, um die üble Laune, worin er seine Frau sah, zu zerstreuen, fing an, an ihrem Putze was auszusetzen; und da sie ihre Töchter darüber schalt, daß sie es nicht bemerkt hätten, und diese versicherten, es fehle nichts: erwiederte er mit großer Lustigkeit: „Seht ihr nicht, daß eurer Mutter Nase ein wenig schief steht?" — „Man muß gestehen, (sagt der Englische Autor, aus dem dieß genommen ist) daß dieß ein geringfügiger Umstand in dem Leben eines so großen Mannes ist. Aber der Leser muß bemerken, daß die Charaktere der Menschen am besten aus Kleinigkeiten erlernt werden. Es wird hier angeführt zu zeigen, daß seine scherzhafte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre, und große Einkünfte, wenig Reiz für den Mann haben mußten, der sie mit einem so leichten und fröhlichen Herzen weggeben konnte." — Die erste Sache, die er nach der Uebergabe seines Amtes vornahm, war, allen seinen Leuten Bedienstungen unter dem Adel und den Bischöfen zu verschaffen; damit sie auf keine Weise durch ihn leiden möchten. Nachdem dieses zu seiner Zufriedenheit geschehen war, rief er

---

Ashes — Ich gestehe, daß ich diese triviale Redensart nicht verstehe; vermuthlich wird irgend ein Kinderspiel dadurch bezeichnet.

alle seine Kinder und ihre Ehegatten zusammen, (denn sie wohnten alle in einem Hause) und sagte ihnen: er könnte jetzt nicht mehr, wie er zeither gewohnt gewesen, und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein bestreiten; was sie also thun wollten, damit sie ferner bei einander bleiben könnten, wie er sehr wünschte? Da sie alle stille schwiegen, sagte er ihnen: „ob er gleich von der niedrigsten bis zu der höchsten Civilstufe wäre erhoben worden, so hätte er doch jetzo wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte; so daß, wenn sie bei einander bleiben sollten, sie sich künftig gefallen lassen müßten, ihren Antheil beizutragen" — Ungeachtet der König ihn in den wichtigsten Diensten für sich selbst und das Königreich, während des besten Theiles seines Lebens gebraucht, hatte er doch die Gelegenheit sich zu bereichern so wenig zu Nutze gemacht, daß alles liegende Gut, daß er jemals gekauft, (und er kaufte es ehe er Lord-Kanzler wurde) nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieses Amtes, alle seine Schulden bezahlt waren, so behielt er an Gold und Silber (seine Kette ausgenommen) nicht den Werth von hundert Pfund übrig. — Und dieß alles (was wohl zu merken) bei der simpelsten und beinahe bäurischen Lebensart, die er auch in seinem höchsten Glücke beibehielt.

Die Scene zwischen ihm und seiner Tochter, nach seiner Verurtheilung zum Tode, zeigt ihn von einer andern nicht weniger interessanten Seite. Als er auf eine feierliche Art von dem Gerichtshof Abschied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt, und das Beil vor ihm hergetragen, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist. Da er an die Pforte des Tower kam, so wartete da seine Lieblingstochter, Mistris Roper, weil sie glaubte, dieß würde die letzte Gelegenheit seyn, die sie jemals haben würde, ihn zu sehen. Sobald sie ihn erblickte, brach sie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem sie auf ihren Knieen seinen Segen erhalten, umarmte sie ihn inbrünstig vor ihnen allen; und unter einem Strome von Thränen und tausend Küssen der Zärtlichkeit und Zuneigung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte: „Mein Vater! o mein Vater!“ — Wenn irgend etwas seine Standhaftigkeit erschüttern konnte, so mußte es dieses seyn. Aber er faßte sie nur in seine Arme, und sagte ihr: „was er auch immer, obgleich unschuldig leiden würde, geschäh doch nicht ohne den Willen Gottes, dessen heiligem Verhängniß sie sich unterwerfen müßte; sie kennte alle Triebfedern seines Herzens gut genug, und sie müßte ihren Verlust geduldig ertragen.“ Sie schied nun von ihm. Aber

kaum hatte sie sich auf die Seite gewandt, als sie im Drange des Schmerzens und der Liebe ihrer selbst nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweitenmale auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hing an ihm mit ihren Umarmungen, und weinte als eine die vor Jammer hätte vergehen mögen. Dieß war fast mehr als ein Mann zu ertragen vermochte (sagt der ehrliche Doktor Warner). Morus sprach kein Wort; aber die Thränen flossen ihm in großer Menge von seinen ehrwürdigen Wangen herab; bis sie endlich den letzten Kuß nahm, und sich von ihm wegriß. Dieß war in seiner ganzen Todesscene der einzige Augenblick, wo sein Muth ihn zu verlassen schien — und was wäre der Stoiker — der nicht in einem solchen Augenblick — ganz Mensch, ganz Vater wäre?

Seine Utopia, das berühmteste und merkwürdigste seiner Werke, ist zugleich das, worin der Charakter seines Geistes und Herzens sich am lebendigsten abgedrückt hat. So bekannt sie aber dem Namen nach ist, und so oft und in so mancherlei Sprachen sie übersetzt worden, so sind doch wenige, die das Original gelesen, und noch wenigere,

die es als einen Abdruck seines Urhebers gelesen haben. *)

---

*) Wieland war willens, von diesem filosofischen Roman (de optimo reipublicae statu, deque insula Utopia, Basel 1518. 4.) eine Charakteristik zu entwerfen, allein es ist, leider! bei dem bloßen Vorsatz geblieben.

N.

Das Narren= und Eselsfest.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche.

1 7 8 4.

Das Narrenfest war vor Zeiten eines der größten Feste in Frankreich, welches in allen Haupt= und kleinen Kirchen mit der ärgerlichsten Ausgelassenheit gefeiert wurde. Es fiel gerade auf das Fest der Beschneidung, welches damals noch nicht der Neujahrstag war; man fing aber schon vom Stephans=Tage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas Sitten und Geist der damaligen Zeiten in ein helleres Licht setzen, als das Rituale dieser Saturnalien. Hier ist es.

Zuerst wählten die Priester Einen unter sich zum Narren=Bischof, dem sie den völligen Bischofs=

Staat anlegten, und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche führten, wo er mit der Inful auf dem Haupte und dem Bischofs=Stabe in der Hand, Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm, in der Kirche selbst, ein großes Gastmahl aufgetragen, wobei es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren herging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gabs den zweiten, nicht minder säubern, Akt der Farce. Die niedere Klerisei nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnifikat an dem Versikel kam: deposuit potentes de sede etc., er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben: da ging der Lärm aufs neue an. Man wiederholte den Versikel wohl funfzehn bis zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper masquirte sich alles. Der Herr Narren=Bischof wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumf durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer, und trieben tausend Stocknarren-Streiche den Pöbel zu amüsiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karls VII. Regierung in vollem Gange; so viel sich auch der Römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeiert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne darauf, und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer Ceremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fing der Priester, wenn er sich zum Volke umkehrte, statt seines gewöhnlichen Dominus vobiscum, aus vollem Halse an zu yanen, ya! ya! ya! und der ganze Chor antwortete drauf aus vollem Halse: ya! ya! ya!

Ainsi s'amusoient nos bons ayeux! sagt der ehrliche Franzose, dem ich diese Kirchenanekdote nacherzähle.

P.

1.

Papst.

Von der Titulatur: Haupt der Christenheit und Päpstliche Heiligkeit.

Aus einer handschriftlichen zuverläßigen Nachricht.

1783.

Auf dem Reichstage zu Speyer 1526. wurde unter andern eine Gesandtschaft an den damals in Spanien sich aufhaltenden Kaiser Karl V. beschlossen, und für die Abgesandten (damals Oratoren genannt) eine Instrukzion projektirt. In dieser wurde der Kaiser Haupt der Christenheit, und der Papst päpstliche Heiligkeit benennet. Hierüber entstand bei den protestirenden Ständen die Frage: ob man sich

ihrerseits auch mit gutem Gewissen dieser Titulatur bedienen könne?

Man schien es zwar mit diesem Zweifel bloß auf das Gewissen zu nehmen; dieses war aber damals oft so sehr in Politik verflochten, daß man nicht nur eines geistlichen, sondern auch eines weltlichen Rathes Gutachten in der Sache erstatten zu lassen für gut fand.

Der weltliche Rath gab in seinem schriftlich ausgestellten Bedenken an, daß er nicht glauben könne, wie dadurch gesündigt würde, wenn man den Kaiser das Haupt der Christenheit, und den Papst päpstliche Heiligkeit nenne. Denn es sey doch damit nicht also gemeint, daß der Kaiser ein anderes Haupt als ein weltliches, und der Papst auf eine andere Art heilig sey, als das ganze Römische Reich. Es könnten auch des Gegentheils Gedanken nicht seyn, den Kaiser für ein Haupt der geistlichen Christenheit auszugeben, und dieser werde sich dessen auch nicht anmaßen, weil es gegen den Papst nicht zu verantworten seyn würde. Ueberdieß wären es ja bloße Titel und keine Mysterien, so wie man etwa den König von Frankreich den allerchristlichsten nenne. Also sey es ein ganz unnützer Zweifel, der aber doch Kaiserlicher Majestät empfindlich fallen könne, als wolle man ihr nicht die Ehre gönnen, ein weltliches Haupt der äußerlichen Christenheit zu seyn. Auf der andern Seite würden auch die Geistlichen des Papsts Titel nicht abbrechen las-

sen wollen; so daß dieser unbedeutenden Worte halber am Ende die gemeinschaftliche Abschickung ganz rückgängig werden könnte, welches sehr zu bedenken sey.

Der geistliche Rathgeber, Spalatin, blieb hingegen dabei, daß Christus allein das Haupt der Christenheit sey, darum solle die Ehre keiner Kreatur gegeben werden. Ephes. 1, 22. 5, 23. Koloss. 1, 18. Er schlug also vor, statt Haupt der Christenheit zu setzen: Einiges Haupt und Oberer des heiligen Römischen Reichs. Die päpstliche Heiligkeit müsse aber ganz wegfallen.

Ob diese Zweifel der Protestirenden damals am Reichstage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Instrukzion der Gesandten noch eingerichtet worden, läßt sich nicht sagen; gewiß aber ist es, daß die beschlossene Gesandtschaft nicht vor sich gegangen.

So wenig sich übrigens in Deutschland das religiöse Interesse immer von dem politischen trennen läßt: so zufrieden kann doch ein echter Deutscher darüber seyn, wenn die politische Dogmatik und dogmatische Politik jener Zeit immer mehr außer Gebrauch kömmt.

2.

Theofrastus Paracelsus.

1776.

Paracelsus verdient aus zwei Ursachen einen Platz unter den Worthies des 26ten Jahrhunderts: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneikunst Epoche gemacht. Heutiges Tages mögen freilich Wenige seyn, die ihn durch sich selbst kennen und mit dem Geiste, der in seinen Schriften weht, in Gemeinschaft stehen, und daß ein solcher ihm ein Denkmahl errichtet, das seiner würdig sey, wünschte ich wohl vorzubereiten.

Alles an diesem Manne war ungewöhnlich und paradox, bis auf den Namen. Er nannte sich Filippus Theofrastus Bombast von Hohenheim, oder, statt dieses Geschlechtsnamens, Paracelsus. Sein Recht an den Namen Bombast von Hohenheim soll sich bloß darauf gegründet haben, daß sein Vater ein unehelicher Sohn eines Deut-

schen Herrn aus diesem ehemaligen edeln Schwäbischen Geschlecht gewesen. Paracelsus wurde im Jahr 1493 zu Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren,*) wo sein Vater damals Arzneikunst trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Kärnthen, und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielem Ansehen.

Galenus war damals den Aerzten was Aristoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur desto abergläubischer verehrt. Paracelsus wurde von seinem Vater von Jugend an zur damaligen Galenischen Heilmethode angeführt. Aber sein Geist war nicht dazu gemacht, auf der Heerstraße mit dem großen Haufen einherzutraben; und die Bücher, woraus er Wahrheit schöpfen sollte, schienen ihm löchrichte Zisternen die kein Wasser geben. Er sah das große Buch der Natur aufgeschlagen vor sich; er fühlte, daß ihm das geheime Alfabet, worin es geschrieben ist, nicht unverständlich war, warf seine Bücher weg, und zog aus in die weite Welt, um zu schauen und zu forschen; wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa, und vielleicht noch weiter, und suchte überall alles auf, was ihn auf die Spur der Geheim-

---

*) Er war aus dem Flecken Gaiß gebürtig, und der Sohn eines Deutschen Ritters. Dies versichert ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg. I. 183. v. Murr.

nisse der Natur und Kunst leiten konnte. Er glaubte von jedem, der sich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigeuner, Juden, Marktschreier und alte Weiber selbst, waren ihm nicht zu schlecht dazu. Daß er aber sogar nach Arabien und Aegypten gekommen, und dort in den Mysterien der Hermetischen Weisheit inizirt worden, wie van Helmont glaubt, scheint ohne Grund zu seyn; und wiewohl Paracelsus sagt: „er habe alle Winkel von Asien und Afrika durchkrochen,“ so hat das doch schwerlich mehr auf sich, als wenn Gadriga versicherte, daß er in Wallfisches Bauche Lerberklöse gekocht habe, denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in seiner marktschreierischen Laune war, das Ding, das nicht ist, zu sagen. *)

Mit diesen Reisen brachte er, anstatt die beste Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, seine Jugend zu; sammelte sich eine unendliche Menge Arkana, worunter freilich (wie in des großen Bacons Sylva Sylvarum) unechtes Zeug genug seyn mochte; und erwarb, was das Wichtigste war, in der Chymie, einer damals in Deutschland noch wenig bekannten Wissenschaft, große Kenntniß und Erfahrenheit. Dafür wußte er aber auch sehr wenig Latein und Griechisch, las nichts was andere vor ihm geschrieben

*) So nannten die Swiftischen Huynhms eine Lüge.

hatten, und erfüllte sich mit dieser unbegränzten Verachtung der Galenischen Aerzte, wovon alle Blätter seiner Schriften überfließen.

Man kann sich vorstellen, was für Aufsehen er machen mußte, als er nach seinen zehnjährigen Ulysses Wanderungen in die Schweiz zurückkam, und die Arzneikunst, auf bisher unbetretenen Wegen, mit einer ganz neuen Kunstsprache, mit neuen oder doch den meisten ganz unbekannten Heilmitteln, und mit öffentlichster Verschmähung und Verwerfung der Galenischen Methode, und derjenigen, die außer ihr kein Heilmittel kannten, zu treiben anfing. Glückliche Kuren zum Theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten setzten ihn in kurzer Zeit in großem Ruf, und sein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern seiner Verehrer glauben will. Eine seiner ersten Kuren von dieser Art verrichtete er an dem gelehrten Baselischen Buchdrucker Johann Froben, der an einem bösen Fuß so krank lag, daß ihn die Aerzte nicht anders als durch Ambutazion retten zu können glaubten. Paracelsus stillte die Wuth des Schmerzes durch sein Laudanum, und stellte den Pazienten so weit wieder her, daß er zweimal wieder zu Pferde nach Frankfurt reisen konnte. Doch ist nicht zu verschweigen, daß Froben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß starb, und daß viele, wo nicht die meisten Wunderkuren unsers medizinischen Herkules (wie

ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner langen Dauer und oft schlimmen Folgen waren. Indessen bahnte ihm doch die besagte Kur den Weg zu einem öffentlichen Lehrstuhl und zum Fysikat in Basel, dem er ums Jahr 1526 und einige Zeit drüber vorstand. Die Feinde und Neider, die er sich durch seine Lehrart, Kuren und Intoleranz gegen die übrigen Aerzte zuzog; die Undankbarkeit seiner Pazienten, die seine Belohnung nicht nach dem Werth einer in kurzer Zeit und mit der wenigsten Unlust wieder erlangten Gesundheit, sondern nach der wenigen Mühe, so sie ihn kostete, und nach der Kleinheit der Gläschen, die er ihnen zu schlucken gab, abmaßen; ohne Zweifel auch sein Hang zum herumschweifenden Leben trieben ihn bald wieder von Basel weg. Er hielt sich erst ein paar Jahre in Elsaß auf, lebte unter dem dasigen Adel in großem Ansehen, erwarb viel Geld, und gewöhnte sich an eine Lebensart, die einen gewöhnlichen Menschen gar bald zum Viehe machen würde, ihm aber in dem Geschäfte seines Geistes nicht hinderlich zu seyn scheint. Von da zog er über zehn Jahre in der Schweiz, in Schwaben, Baiern, Oestreich, Mähren und Kärnthen umher, und starb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg, wo er auf dem Gottesacker des Hospitals St. Sebastian begraben liegt. Auf seinem Grabsteine wird ihm nachgerühmt, daß er die Dira illa vulnera, (den venerischen Aussatz, das Podagra, die Wassersucht

und andere unheilbare Krankheiten) durch seine wundervolle Kunst geheilet; und all' sein Vermögen den Armen vermacht habe.

Was allen außerordentlichen Menschen begegnet, dumm gelobt, und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelsens Schicksal.

Seine Feinde begnügten sich nicht, ihn nur für einen unwissenden, verwegnen, heillosen Marktschreier und Saalbader auszugeben; sie sagten, er sey ein Zauberer und Atheist, habe den Teufel, und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub den obersten der Teufel. Seine Freunde priesen ihn als den größten Arzt und Wundermann seit Adam, nannten ihn den Deutschen Trismegist, und versicherten, daß er den Geist der Weisen gefunden habe, welches nach ihrer Meinung, nichts geringers war, als den Hauptschlüssel zur ganzen Geister- und Körperwelt in der Tasche zu tragen.

Er selbst und seine Anhänger gingen unstreitig zu weit, da sie die Heilkunst zu sehr simplifizirten, ihre chymischen Arzneien zu sehr universalisirten, und den menschlichen Körper zu einer völligen chymischen Werkstatt machten, worin ewig nichts als destillirt, sublimirt, aufgelöst, niedergeschlagen und kohabirt wurde.

Auf der andern Seite erkennen alle, die seine Werke gelesen haben und verstehen, daß er tiefe Einsichten in die metallurgische Chymie gehabt, und diese vornehmlich in seinem Traktat de Sulphere bewiesen;

daß er, mancher mißlungenen Versuche ungeachtet, die meisten damals als unheilbaren Krankheiten, und unter diesen besonders die im ganzen Europa so schreckliche Verwüstungen anrichtende venerische Seuche, viel geschwinder als seine gallenischen Kollegen durch seine aus dem Metallreiche gezogenen viel wirksameren Mittel geheilt habe; und daß es Verdienst genug wäre, wenn er auch kein anderes um die Nachwelt hätte, als die Chymie in die Apotheken eingeführt und so viele herrliche Arzneimittel, als man in seinen Werken zerstreut findet, erfunden zu haben. Der berühmte Conring in seinem Werke de Hermetica Medicina, ist einer von denen, die den Paracelsus die meiste Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen. Seine Zeit konnte das nicht, da er eine Welt voll Gegner wider sich hatte, die er durch seine Unverträglichkeit, seine anomalische Lebensart, und selbst durch die Einmischung in die theologischen Händel seiner Zeit, und die besondern Meinungen, die ein Mann wie er nothwendig über die Religion haben mußte, immer im Athem erhielt.

Noch einen Umstand müssen wir berühren. Paracelsus war ein Weiberfeind, und sein Famulus Johann Operin, der seinen Sitten sonst nicht das beste Zeugniß giebt, versichert heilig von ihm, daß er der Venus in seinem Leben nie geopfert habe. Erastus und van Helmont geben eine Ursache davon an, die, wenn sie Grund hätte, diese Abwei-

chung von der Natur hinlänglich rechtfertigte: nämlich, er sey, da er als ein Knabe in Kärnthen Gänse gehütet, durch einen Zufall kombabisirt worden. Conring rechnet dieß unter die boshaften Verläumdungen seiner Feinde; gleich als ob es mehr Schande für ihn wäre, seine Zeugungskraft in der Kindheit verloren zu haben, als, ohne eine so triftige Ursache, ein Weiberfeind gewesen zu seyn.

Da sich keine einzige von des Paracelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahr 1541 erschienen, so ist sehr wahrscheinlich, daß er bei seinem Leben nichts davon hat drucken lassen. *) Dieß ist um so mehr zu bedauern, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann und einige andere, welche sich rühmen, daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlassenen Papiere in einer solchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unsägliche Mühe kostet, die Spreu von den Körnern zu scheiden, noch mehr die Formeln recht zu verstehen; denn unmöglich kann Theofrast bei seinen glücklichen Kuren solche ungeheure Dosen von Arzneimitteln angewandt

*) Seine drei Bücher von der Wundarzneikunst kamen schon 1536. zu Ulm und 1537. zu Augsburg heraus. v. Murr.

haben, als seine Nachfolger in seinen Schriften angeben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus seinem Gehirn zu den Theofrastischen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beispiel dienen kann: „Dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, die Polaraxe, die Mittagslinie, der Auf- und Untergang der Sonne u. s. w."

Dieser Meinung von der Unordnung und den Zusätzen in Theofrasts Schriften, ist auch der schon genannte Gefährte Theofrasts, Johannes Operinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus sich mit folgenden Worten darüber herausläßt: „ich muß mich in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein kommen, welche alle dem Theofrast zugeschrieben werden, und aus dessen Verlassenschaft seyn sollen; denn ich bin überzeugt, daß er den Inhalt einiger Schriften nie geträumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

Die beste Ausgabe seiner Werke ist die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.

3.

P a r a d e.

S. den Artikel: Bibliothek des Marquis von Paulmy.

4.

Filosofie bei den Griechen und Römern.

S. in Wielands Uebersetzung der Horazischen Briefe Bd. 1. S. 39.

5.

Pirkhaimer.

1776.

Wilibald (oder Bilibald) Pirkhaimer stammte aus einem alten edeln Patrizischen Geschlecht der Republik Nürnberg ab, und wurde im Jahr 1470 zu Eichstädt geboren, wo sein Vater, Johann Pirkhaimer, damals als Bischöflicher Rath lebte. Dieser kam in der Folge bei Herzog Albert von Baiern, und zuletzt bei Erzherzog Siegmund von Oestreich in gleichmäßige Dienste, wurde häufig in Geschäften verschickt, und nahm überall seinen Sohn mit sich, um ihn von der ersten Jugend an zu praktischer Kenntniß der Welt und der Geschäfte anzuführen, und ihm den Geschmack an den letztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben bestimmten) unvermerkt zur mechanischen Fertigkeit zu machen. Wilibald that sich in seiner Jugend vorzüglich in allen ersinnlichen Leibesübungen so hervor, daß er darin wenige seinesgleichen hatte.

Seiner ersten jugendlichen Neigung nach würde er sich dem Soldatenstande gewidmet haben, wozu er bei Gelegenheit einiger Fehden des Bischofs von Eichstädt mit seinen Nachbarn ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen, und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die Griechische Sprache zu lernen, und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freilich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andere Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden; — so mußte er nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Padua, der für die Entwickelung und Uebung seiner Geisteskräfte gewiß nicht besser hätte angewandt werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten, Magnus, Lanzelot und Decius, zweckmäßiger zu studiren. Dieß that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzigen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen; und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Zirkel der Menschheit umfassen muß, und von allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet seyn kann. Er übte sich also zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die Griechische

Literatur sein Lieblingsstudium; und er brachte es darin so weit, daß er eben so fertig Griechisch als Italiänisch sprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doktors der Rechte erlangt, berief ihn sein Vater (der sich nach Nürnberg in die Ruhe seines Privatlebens zurückgezogen hatte) wieder nach Hause. Wilibald vermählte sich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that sich bald in den Geschäften der Stadt und in wichtigen Verschickungen hervor; und weil er schon in den kriegerischen Spielen und Vorübungen seiner ersten Jugend besondere Fähigkeiten zum Militärstand gezeigt hatte, wurde er zum Obersten über die ansehnlichen Hülfsvölker gesetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maximilian I. zu seinem Zuge gegen die Helvezier (im Jahr 1499 und 1500) zu Hülfe schickte. In diesem, von Pirkhaimern selbst mit Xenofontischer Simplicität beschriebenen, Kriegszuge gewann er durch seinen lebhaften Geist, seinen Muth, seine Kenntnisse, und seine besondere Gutherzigkeit und Jovialität, (Hauptzüge seines Charakters) die Liebe und das Vertrauen dieses herrlichen Kaisers, der nothwendig einen ihm selbst so ähnlichen jungen Mann lieb gewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieser (verunglückten) Expedizion mit großen Empfehlungen vom Kaiser an die Republik Nürnberg zurück, trat wieder in sein voriges Civilleben ein, erwarb sich in verschiedenen Ge-

sandtschaften an den Kaiser (der ihn zu seinem Rath erhob) Verdienste, und wurde dafür belohnt — wie die Ciceronen, Aristiden und Epaminondas und ihresgleichen immer belohnt worden sind.

Pirkhaimer, der jovialisch genug war, sogar auf das Podagra (das ihn bei zunehmenden Jahren plagte) eine scherzhafte Lobschrift zu machen, ließ sich zwar durch alle Pfetzereien und Tribulazionen seiner Neider, und der wackern Leute; denen er zu viel Verstand, zu viel Geschmack an Sachen, wovon sie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Kredit bei großen Fürsten, kurz zu viel Vorzüge hatten, nicht irre machen; doch trug es nicht wenig zu seinem Entschluß bei, nach seines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines sehr ansehnlichen Vermögens und weitläufigen Hauswesens zufiel, seine Aemter niederzulegen, um sich selbst, seinen Freunden und den Musen, die er über alles liebte, zu leben. Doch ließ er sich einige Jahre darauf bereden, in seine vorige Laufbahn wieder einzutreten; wo er dann ferner unter Maximilian I. und Karl V. zu vielen Gesandtschaften, besonders auf Reichs- und Kreistäge, gebraucht wurde, sich durch seine Talente, Geschäftsklugheit und Beredtsamkeit im ganzen Reich ein großes Ansehn erwarb, und vier Jahre lang der Republik wichtige Dienste leistete, die auch, allen Kabalen und Schikanen seiner Abderitischen Gegenpartei zu trotz, von der Republik bei vielen Gelegenheiten

anerkannt und belohnt wurden; bis ihn endlich einige Jahre vor seinem Tode die zunehmenden Beschwerden seines Körpers (von dem er, ungeachtet seiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit, viel leiden mußte) nöthigten, abermals um seine Entlassung zu bitten, und den Rest seines Lebens in der edeln Muße eines verdienstvollen Alters auszuleben; wiewohl auch da sein Haus immer das Ansehn einer Curia erhielt, und seine weit ausgebreitete Wirksamkeit zum gemeinen Besten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit seinem Leben aufhörte.

Pirkhaimer hinterließ eine ansehnliche Bibliothek, viel schöne Manuskripte, alte Münzen und andre Ueberbleibsel der alten Kunst, wovon er viel Kenntnisse hatte. Dieser Schatz kam durch eine seiner Töchter in die Imhofische Familie.

Er liebte auch die Musik, und vorzüglich die Malerei; und der große Albert Dürer fand in ihm seinen vertrautesten Freund und eifrigsten Beförderer seiner Unternehmungen. Doch eben dieß war er für alle vortreffliche Geister und wahre Gelehrten seiner Zeit. Er liebte, förderte, schützte und vertheidigte sie nach allen Kräften so lang er athmete.

Dieser edle wahrhaft große Staatsmann, Freund alles Schönen und Guten, und herzliche Feind aller Barbarei, Gleißnerei und Schurkerei, unter waserlei Masken sie sich auch verbergen mögen — starb im J. 1530 den 22. Dec., und das Schicksal war so

gerecht und ließ ihn den letzten seines Geschlechts seyn.

Seine von Melchior Goldast gesammelten Schriften, besonders seine Briefe, und die Briefe der größten, gelehrtesten und besten Männer seiner Zeit, die den dritten Theil derselben ausmachen, nebst seiner von Konrad Rittershusen verfaßten Lebensbeschreibung, bieten den Stoff zu einem Denkmahl für ihn dar, das der Bearbeitung eines Meisters würdig wäre.

6.

Christine von Pisan und ihre Schriften.

---

1 7 8 2.

Das Andenken dieser im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Charakter, ihre Schicksale und den Einfluß ihres Geistes auf ihre Zeit, noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani, oder von Pisan, (wie ihn die Franzosen nennen) ein Bolognesischer Edelmann, war, was man damals einen Mathematiker hieß. Das Fach worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkührliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhundert, und

noch in den beiden folgenden, in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann, der den Gipfel der menschlichen Erkenntniß erstiegen habe; der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewisser Maßen zu lenken wisse; der mit eben so viel Gewißheit im Innersten der Herzen wie in der Zukunft lese, und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte; so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wundermänner an ihren Höfen zu haben*) und, wiewohl sie eben

---

*) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bei den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damals fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bei den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führ-

nicht dafür angesehen seyn wollten als ob sie alles glaubten: so gings ihnen doch wie vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegentlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweideutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeitlang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwei Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl der Fünfte von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn.

---

ten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterei. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beistand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar bloß in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that. W.

Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern *) den Beinamen des Weisen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof und gefiel dem König so wohl, daß man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf

---

*) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beinamen. Karl V. von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemals beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von — 20 Bänden hinterlassen. Karl V. vermehrte sie mit Mühe und großen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt und mit Mignaturgemälden reichlich verziert waren. Astrologische, Chiromantische, Geomantische, Alchymistische und Medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lektüren so sehr, daß in allen seinen Pallästen und Lustschlössern Bücher seyn mußten. Sein Kammerdiener Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre u. s. w. im dritten Theil der Mem. de l'Acad. des Belles-Lettres. W.

immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens siebenmal so viel betrugen, und damals eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V. für seinen Staats- und Kabinets-Sterndeuter trug, war so groß als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit treu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das Glück seiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, größtentheils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierin nicht zuviel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann seyn; und ein König, wie Karl V. war, würde gewiß nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Filosofie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V. lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs *) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit — **) fiel auf einen jungen Prud' Homme aus der Pikardie, Namens Stefan Dúcastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte.

---

*) So hieß man damals alles was, nach dem neuern Stil, zur Noblesse de Robe gehört. W.

**) Der denjenigen für den Würdigsten hielt, der am meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte — sind Christinens eigne Worte. W.

Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung, zumal unter einem erst eilfjährigen Thronfolger. Er verlor sein Ansehen mit dem größten Theile seines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde schlecht bezahlt; und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode seines erhabenen Wohlthäters, ebenfalls ins Grab. *) Dücastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Kredit, den ihm seine Ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen und drei unerzognen Kindern, in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren zur Wittwe wurde.

---

*) Christine macht, in ihrer naiven altwelschen Sprache, viel Rühmens von dem vortrefflichen Charakter ihres Vaters. Fürsten und Herren ehrten ihn (sagt sie) nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht seines gleichen gehabt hatte, sondern vornehmlich wegen seiner Tugenden. Er war ein echter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur (sagt sie) seine allzugroße Freigebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigne Familie zum Fehler anrechnen wollen. W.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die Hände nicht müßig in den Schooß zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freilich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nämlich selbst die Führerin eines Schiffs zu seyn, das in einem stürmischen Meer ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Land' und Ort. Sorgen und Bekümmernisse drangen Haufenweis' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Prozesse von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte was er konnte Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht zuvor käme.“ Die arme Frau brachte etliche Jahre, in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daß sie sich oft kaum zu helfen wußte, zwang die eiserne Noth sie endlich eine Partei zu ergreifen, an welche sie in glücklichern Umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeitlang ganz aus der Welt zurück, verschloß sich in ihr Kabinet, und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lektüren, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der

Geschichte, der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen, und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hat keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahr alt, als sie diese neue Profession ergriff; und ließ sichs so angelegen seyn, daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in dieses laufende 1405. Jahr, da ich noch nicht aufhöre, funfzehn große Bände voll geschrieben habe, ohne die andern kleinen Dicties *)

*) Sie versteht unter Dicties oder Dits die kleinen Arten von leichter Poesie, die damals üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Englische Ditty ist wohl das nämliche Wort mit einer Englischen Endung. W.

die zusammen, ungefähr siebzig Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann.“ Man sieht, die wackere wohlmeinende Frau that das ihrige redlich. Aber der Erfolg schien Anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muse hätten. Die Prinzen hatten freilich, wie man aus der Geschichte weiß, gerade in diesen Zeiten ganz was anders, wiewohl gewiß nichts Unschuldigers, zu thun. Gleichwohl ließ sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln singen: Anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib, und zuletzt aus wirklicher Liebhaberei.

Unter der großen Menge von Liedern, welche sie in wenigen Jahren zusammenschrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin sie sich (wie sie selbst sagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinsetzte, und Liebesschmerzen besang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften Herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — so leicht, daß Leute, denen ihr Thun und Lassen nicht genau bekannt war, eben so leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die Verläumdung ihrer nicht, wie sie im dritten Buch ihrer soge-

nannten Vision mit vieler Wehmuth selbst erzählt. „Wurde mir nicht gar (spricht sie) in der ganzen Stadt nachgesagt, daß ich wirklich im Ernst verliebt sey? Aber ich schwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht und wußte nicht wer ich war, der dieß sagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geschöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathause oder irgendwo nur gesehen hätte — wie der liebe Gott mein Zeuge ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt wurde, daß ich, als eine die sich unschuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und sagte bloß: Gott, und Er (nämlich der angebliche Liebhaber) und ich wissen am besten, daß nichts dran ist.“ — *) Wie die Verläumdung boshaft zu seyn pflegt, so mag sie wohl nicht ermangelt haben, sowohl über

---

*) Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m'ame, que icellui ne me cognosçoit ne savoit que j'estoie; ne fust oncques homme ni créature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai)... Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens.

W.

die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherlei Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II. von England Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, herüber kam, um eine politische Ehverbindung zwischen der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, Isabelle und dem jungen König seinem Herrn zu negoziren. Salisbury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dicties zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreizehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüber zu nehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels

Christine de Pisan in der Bibliotheque Universelle des Romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie mit einander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romanen, sich bloß seines Rechts zu bedienen: indem er aus seiner eignen Einbildungskraft soviel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreißig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Wiederwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reitzungen verloren hatte, nicht zum Gegenstand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte

keine Dichterin gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein großer Theil hievon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden; welche bei einer großen Naivetät, noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen ließ, schien der Vorbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lancaster vom Throne gestürzten und auf eine höchst grausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II., mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren am nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV. (in dessen Charakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Dükastel zu sich, und

bewies ihm große Freundlichkeit und Gnade; sondern ließ sogar die Mutter durch zwei Waffenherolde, die er nach Frankreich herüber geschickt hatte, unter großen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unserer Dichterin konnte den Gedanken nich ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladung des Brittischen Königs so höflich ab als sie konnte; und ruhte nicht, bis sie, wiewohl nicht ohne viel Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so (sagt sie) schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne."

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bei dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Filipp der Kühne, nahm den jungen Dúkastel in seine Dienste, und setzte (wie es scheint) auch die Mutter

in den Stand, eine Zeitlang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von neuem die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eignen Tage. Aber der Herzog starb im Jahr 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl — wenn sie anders nicht ein wenig zu schnell war, bloße Komplimente für Ernst aufzunehmen, welches an einem Charakter wie der ihrige eben nichts unmögliches ist — wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orleans) eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedne Mailändische Herren, durch welche er ihr große Renten auf Lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixiren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschließen Paris zu verlassen, wiewohl ihr Auskommen daselbst so ungewiß war, und, außer den ewigen Prozessen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten; zumal da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn, und ein paar arme Basen auf den Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicher Weise rentirte in den damaligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerei.

Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit, seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subskripzion hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm, und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Großen, welche Liebhaberei für solche Dinge hatten, oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten, und freigebig genug waren, dafür zu bezahlen; oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufließen zu lassen, welche meistens kärglich genug zugemessen wurden. Aber der größte Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch sehr viel übriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweideutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freilich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen, und ihn (eben so wohlfeil) mit Beifall bezahlten. Freilich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürsten dieses Zeitalters verhältnißmäßig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich

eine kleine Pension zu erringen: so wurde sie so unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus, daß es fast eben so viele Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdekret zu erbetteln.

Doch, die gute Christine war nicht einmal in dem Falle, dieß zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen muß sie gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund, nicht ohne Freunde an Karl VI. Hofe gewesen seyn, weil sich aus den Registern der königlichen Rechnungskammer vom Jahr 1411 ergiebt; „daß der Demoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stefan Dükastel, gewesenen königlichen Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog König Karls, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle! besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, kraft eines offnen königlichen Briefs vom dreizehnten Mai 1411 die Summe von zwei hundert Pfund, als ein Gnadengeschenk bewilligt worden —" eine Summe, womit damals mehr als zu Ludwigs XV. Zeiten mit zwei tausend auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin

von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost: aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Sürkot *) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormaligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bei den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren,

*) Eine Art von Ueberkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beiden Geschlechtern gemein war. W.

Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie, an mehr als einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Tochter, die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen, welches sich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Klosterstande widmete, und unter die Damen zu Poissy (Benediktiner-Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damaligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt dieß, in ihrer Vision, Dame Filosofie unter den Dingen an, weßwegen sie sich glücklich zu preisen habe. Ton premier fruit (sagte sie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tres grande beauté se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählte Umstände und Charakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Vi-

sion genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise des vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr Liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowohl wegen der Menge und Mannigfaltigkeit, als des verhältnißmäßigen Werthes der Produkte ihres Geistes, unstreitig eine der ersten Stellen unter den Französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken Le Chemin de long etude betitelt, gedruckt und mit dem größten Beifall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von filosofischem Roman, worin, nach damaligem Geschmack, alles Vision und Allegorie ist. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Kumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt sich auf ihr Bette, und redet sie freundlich an: „Meine Tochter, spricht sie, ich habe Mitleiden mit

deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Aeneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerin auf einer andern Reise seyn.« — Sehr heilige Dame, antwortete Christine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im Mai, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich duftender Blumen geschmückte Ebne. — Da sehen sie neun Damen sich in einem krystallhellen Wasser baden. — Ist dieß nicht das Paradies der Wollust? ruft Christine aus. — Nein, erwiedert die Sibylle, es ist der Sitz der Musen, die erste Stazion auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaft graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sey immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und die Söhne der Götter, die Dichter, um sie her gelagert? Aber du sollst sie nur im Vorbeigehn anschauen; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt. — Die beiden Damen setzten ihren Weg unter allerlei Gesprächen fort, und werden nicht

gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweiten Stazion der Gelehrsamkeit an, welche Geografie genannt wird. Diese Stazion ist etwas groß, denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konstantinopel; von da nach dem Orte wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des großen Kans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelika, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester Johanns, u. s. w. und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigste mit, was man damals von allen diesen Ländern wußte. Endlich langen sie in der dritten Stazion von Long-Etude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie Griechisch ist. Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, sagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen, und die göttlichen Geheimnisse

daselbst beschauen könne. Stracks läßt sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes seyn, aber sie muß steigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unsterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daß, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht größer als eine Fliege vorkommt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame, sagt sie, wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich sehe wohl, antwortete die Profetin lächelnd, die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel empor führt, ist rein; komm gieb mir deine Hand! und ich will dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir so weh ist. — Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte Griechische Filosof war damals noch der einzige, der die Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Christinen alle himmlischen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie

vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen saßen auf diesen Thronen, deren Name war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehmals (o! der glücklichen Zeiten!) regirte Dame Vernunft den ganzen Erdboden; Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wußten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveräne vom Thron, und regirten nun die Welt nach ihrer Willkühr — schlecht genug.

Diese Probe mag genug seyn, uns einen Begriff von einem Werke zu geben, das freilich für uns den Reiz nicht mehr haben kann, den es für das Publikum des funfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Produkten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben; welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen

Auch von diesem Werke ist die Komposizion sehr reich, und macht, wenn man die Barbarei ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drei Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beispiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des funfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit; es gab kein Buch welches ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können und worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geschmack und

der Vorstellungsart der damaligen Zeit, glücklicher vereinigt gewesen wäre. — Nichts davon zu sagen, daß auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabei fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drei Griechische Prinzessinnen, sagt sie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brot, die Hauptstütze des menschlichen Lebens, zu danken haben; Minerva, die Kunst die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst Oel zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl, u. s. w. Arachne, die Kunst Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andere Griechische Dame, Namens Pamfila, war die Erfinderin des Seidenbaus, u. s. w. Kurz, Christine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geschlecht Ehre machen konnte: aber sie schonet auch der verschiednen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Charakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Kostüm dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damals in den Wochenstuben im Schwange gingen. So-

gar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den größten Damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein Beispiel, das ihr besonders anstößig gewesen sey, und wobei sie in sehr naive Deklamazionen ausbricht. Sie legte einst einen Wochenbesuch bei einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwei schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradirte ein Schenktisch mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer kostbaren Tapezerei von reichem Cyprischen Stoff ausgeschlagen; auf den Einfassungen schimmerte der Name und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bett war nicht weniger prächtig. Blos die Betttücher, von der feinsten Rheimser Leinewand, hatten über dreihundert Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin stolzirte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesinrother Seide, und lehnte sich auf Kopfkissen mit dicken Quasten von guten Perlen. — „O Sitten! ruft unsre Dichterin unwillig aus! was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet das der König? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, dessen sie so

sehr zu viel haben? u. s. w." Man sieht hieraus, daß die Ungleichheit schon in Karl VI. Zeiten unmäßig seyn mußte. Denn daß der größte Theil des Volks damals in elenden Umständen war, ist unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beinahe alles was man von ihrer Geschichte weiß geschöpft ist, theilt sich in drei Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemälde von der Welt und ihren Wundern. Im zweiten wird Dame Meinung, mit ihren Einflüssen auf das Glück und Unglück der Menschen, vorgeführt. Im dritten erscheint ihr Dame Filosofe, als Arzt und Tröstrerin alles menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damaliger Modetracht der Dame Filosofie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificirten Producte Epistre d'Othea à Hector; oder le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch, zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI., welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne, im Jahr 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster; die Wirkungen zügelloser Leidenschaften; die Maximen, welche

ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und dergleichen, werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen unter mancherlei schicklichen, meistens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung und Anwendung sind. So zeigt sie ihm z. B. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verschont — um ihm Hochachtung für diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit seyn müsse sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus, der die Andromeda befreit, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reiz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemalin tödtet — die unglücklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schicksal von Piramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch malerische und auf eine festliche Art allego-

rische Darstellung zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat: Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV. Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern, und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reitzenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karls des Fünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Filipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war, in keiner Betrachtung, geschickt eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihrem Sohn sind Enseignemens Moraux

de Christine à son Fils, und an ihre Tochter Le Dit de Poissy gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive Art, wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Klopinels —

> Vous etes, vous serez, et fûtes
> De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läßt — „Der böse Mensch! (ruft sie aus) wie er lügt!“

Nachdem ich so vieles bloß darum angeführt habe, um den Lesern einen anschaulichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich seyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Aeußerlichen zu sagen. Was uns ihre eigne Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sey (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné.) Dieß ists, was Dame Filosofie im dritten Theil der Vision, unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu seyn Ursache habe, als keine der gering-

sten anführt. Wenn eine so wackere Frau von ihrer Außenseite so viel sagt: so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin giebt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches, seinem Urtheil nach, das beste unter den Mignaturbildern die sich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handschrift 7395 der (ehmals) königlichen Bibliothek zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliotheque des Romans, der dieses Bild auch gesehen hat, scheint Boivins Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben — welches ich erinnern muß, damit ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäßige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe, und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihr Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein wenig offen ist, läßt etwas weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt, und dunkelgelb gefüttert;

es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violetfarbenen Leibchen mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden Frau, und drei andere Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es Christine in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der Cité des Dames beschrieben ist.

7.

Platon.

Ueber etwas, das er gesagt haben soll und nicht gesagt.

Ein schöner Gedanke eines Originalautors findet sich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht, am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beispiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Platon, der in seinem Fädrus befindlich ist, einem von so manchen Italiänischen, Englischen und Deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den wenigsten gelesenen und von noch wenigern verstandenen Dialog, worin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären was schön ist, in einer seltsam metafysisch-mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge

vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie inizîirt wird, und wer weiß von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobei einem jungen Menschen, der sie zum ersten Male liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts herrlichers findet als metafysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Fädrus, sondern bloß von der Verwandlung seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgang durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reiz an ihr entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten.“ — Dieß versichert uns ein (im Jahre 1775) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Name hier nichts zur Sache thut: und wer sollte ihm auf eine so positive Versicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich gesagt? Gleichwohl sagt Plato von diesem allem nichts. Seine selbsteigenen Worte mögen Zeugniß dessen geben — (φρονησις οὐχ ὁρᾶται) Δεινους

γαρ ἀν παρειχεν ἐρωτας, ειτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες ειδωλον παρειχετο εις οψιν ἰον. „Die Weisheit würde die gewaltigste Liebe erwecken, wenn sie sich unsern Augen in einer Gestalt, die ein sichtbarer Abdruck ihrer geistigen Schönheit wäre, darstellen könnte.“

Hätte der neuere Schriftsteller diese Platonische Stelle auch nur aus der Uebersetzung welche Cicero davon gegeben, gekannt, so würde er dem Original schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht im 14ten Abschnitt des ersten Buchs de officiis und lautet so: formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae. „Wenn das Ideal des Sittlichschönen mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, es würde (wie Plato sagt) eine erstaunliche Liebe zur Weisheit einflößen.“ — Denn wiewohl sich Cicero schon die Freiheit genommen hat, diesen Platonischen Gedanken anders zu wenden, so sagt er doch im Grunde beinahe eben dasselbe. Aber vermuthlich ist er noch durch mehr als Einen neuern Kopf gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtnisses, in einer Gestalt darstellte, worin er gerade zweimal nonsensikalischer erscheint als im Plato selbst. Denn Plato will nicht daß die

Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, daß man, wofern sie dieß thäte oder thun könnte, sonst nichts mehr lieben würde als sie.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel einen jeden Schriftsteller, der die Gedanken eines andern anführt, behutsam genug machen möchte, allezeit vorher im Original nachzusehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen ist, lieber zu sagen was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, deren Name die Sache doch nicht besser macht; das was sie gesagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke, oder (was mir hier der Fall zu seyn scheint) nur ein Irrwisch seyn. Denn was sagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, dessen Bedingung eine Unmöglichkeit ist? Die Tugend kann nun einmal vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen sichtbar werden; und wem sie in dieser Sichtbarkeit keine Liebe einflößt, dem ist nicht zu helfen.

Ich weiß wohl daß nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmlischen Räumen oder in der Welt der Ideen existirt. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht besser. Denn immer bleibt es (seinen eigenen Begriffen zu Folge) eine Unmöglichkeit diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle läßt man allenfalls einem Dichter hingehen oder bewundert ihn wohl gar

darum: aber in dem Munde eines Filosofen sind sie unerträglich.

Uebrigens hat die Vorstellung der Tugend die sich nackend sehen läßt, etwas unschickliches und widerliches, und ich zweifle sehr ob ein großer Maler sich dazu verstehen würde, die personificirte Tugend gewandlos darzustellen. Es sind, däucht mir, nur zwei idealische Wesen, denen es anständig oder vielmehr zuständig ist, nackend vor unsern Augen zu erscheinen, die Wahrheit und die Schönheit. Selbst die Grazien, wiewohl die Gewohnheit sie unbekleidet (meistens zu ihrem großen Nachtheil) darzustellen, bei den Künstlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande das ihnen Sokrates gab, mehr Grazie haben: wenigstens sollte der Mahler oder Bildner, der verwegen genug ist sie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugießen, daß man, so wie man sie erblickte, denken müßte, sie wüßten nicht daß sie nackend seyen.

8.

Pompejus.

Rechtfertigung eines schönen Wortes desselben.

Pompejus, der Große genannt, befand sich einst in dem Falle, daß er in dringenden Geschäften der Republik — (es war darum zu thun, die Stadt Rom in einer Theurung mit Lebensmitteln zu versehen, und dieß war in einer so ungeheuern Stadt und bei ihrer damaligen Lage das dringendste aller Staatsgeschäfte) — zu einer Zeit, da die See sehr stürmisch war, zu Schiffe gehen sollte. Man stellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. „Es ist nöthig daß ich abreise, sagte Pompejus, daß ich lebe ist nicht nöthig."

„Dieß sieht wie ein bon-mot aus (sagt der nun ganz vergeßne Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und Arbiter elegantiarum galt) aber, wenn man's näher besieht, findet sich daß es nichts

sagt; denn es sagt etwas das sich selbst vernichtet. Wie kann ein Mann reisen wenn er nicht lebt?« Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Einfall ist noch seyn soll, für ein bon-mot ansehen, bloß um das Vergnügen zu haben, ein schiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieser Tadel träfe, so müßte ein Soldat, um seine Schuldigkeit zu thun, allemal wo er Gefahr sähe, davon laufen. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht wäre also, immer vor allen Dingen seine Person in Sicherheit zu bringen. Bei dieser Art zu räsonniren würden die Kriege nicht sehr blutig seyn — und unter dieser Bedingung könnten wir sie wohl für richtig gelten lassen.

Das Wort des Pompejus hat nur einen Sinn, und dieß ist ein großer Sinn, gegen den nichts einzuwenden ist. Er will sagen: Wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht, kann ich sie mit Sicherheit thun? Er thut sie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist am Ende der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen: aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

R.

I.

Die Wunderflasche des heil. Remigius.

1780.

Der goldne Becher, womit Huon von Bordeaux, Herzog von Guienne, (der fabelhafte Held eines alten welschen Ritterbuchs und eines noch nicht sehr alten Deutschen Gedichts) von dem Geisterkönig Oberon beschenkt wird, ist weder eine Erfindung, die der altwelsche Romancier aus seinem eignen Gehirn gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeschirrs, womit in den Persischen Erzählungen der Kaufmann Abulkasem den ihm unbekannten Kalifen Harun Alraschid beschenkt. Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß das Persische Mährchen, gesetzt auch daß seine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem

Romancier bekannt gewesen. Wahrscheinlich hat ihm die Flasche des heil. Remy, oder Remigius, zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubniß der Unglaubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, sondern so historisch und glaubwürdig ist, als alle die übrigen Wunder, wovon die erbauliche Lebensgeschichte des besagten heiligen Bischofs wimmelt; deren Verfasser und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanschreiber oder Poet, sondern kein geringerer ist, als Messire Hincmar, Erzbischof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl des Kahlen Zeiten florirt hat, und, kraft eines dreifachen Titels, als Mönch, als Priester und als Erzbischof, der Mann nicht war, der so was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geschichte mit der Flasche ist diese. Als König Klovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß „quod vulgaris consuetudo Flasconem (flacon, Flasche) appellat, voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen gesprochen hatte, mit der Vorschrift, daß er, König Klovis, so lange auf den Feind losgehen sollte, als diese Flasche für ihn und die Seinigen, wem er davon geben wollte, Wein's genug haben würde. „Und so trank nun der König, und die königliche Familie, und das zahlreiche Heer, das mit ihm war, und stillten ihren Durst reichlich aus dieser Flasche, und die Flasche versiegte niemals, sondern

füllte sich, durch Gottes Segen, den ihr der heil. Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle des Weins darin verborgen wäre —„: also lauten, verdolmetschet, die eignen Worte des belobten Erzbischofs Hincmar, dessen Seele in Frieden ruhen möge! *)

Wie gesagt, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alte Verfasser des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen Hanap Oberons dem Bischof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher (wie den Leuten seines Gelichters gewöhnlich ist) sein Original noch zu übertreffen gesucht, und Oberons Gefäß ist also keine bloße Flasche, sondern ein Hanap d'or; und darf nicht daraus trinken wer will, sondern nur Personen, die sich im Stand der Gnade befinden; ist hingegen der Trinker im Stand einer Todsünde, so giebts nicht nur nichts zu trinken für ihn, sondern

der Becher trocknet auf und glüht in seiner Hand.

Was das Horn von Elfenbein betrifft, welches jedermann, der nicht (wie der Romancier sagt)

---

*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numerosa turba populi, et exinde uberrime satiantur, et vas vini detrimentum non patitus, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. Hincmar in Vita S. Remigii. vid. Du Chesne Reg. Franc.

en Etat de Grace war, tanzen machte; so findet sich zwar nicht, daß der heil. Remigius auch so ein Horn gehabt habe; aber es gab doch, von dem berühmten Horn der Amalthea, bis zu dem Horn, was der Prinzessin Agrippina vor der Stirn wuchs, als sie von Andolosia's rothem Apfel gegessen, in dem Corpus der Geschichten, die sich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieser oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewohl wir nicht in Abrede seyn wollen, daß Oberons Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden ist. Wir bemerken dieß nur im Vorbeigehen, damit diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts gesehen haben, als das Horn und den Becher, sich nicht etwa einbilden, als ob der Verfasser den mindesten Anspruch an das Verdienst, sie erfunden zu haben, mache.

2.

Des Roches,

Magdalene und Katharine, Mutter und Tochter.

1782.

Unsere Vorstellung von den Vorzügen und Verdiensten dieser beiden Damen würde ziemlich weit über das Wahre hinausgehen, wenn wir das Maß derselben nach dem außerordentlichen Ruhm und Ansehen, worin sie bei ihren Zeitgenossen standen, und zugleich auf dem Maßstabe, womit wir ähnliche Talente und Verdienste bei den unsrigen messen, bestimmen wollten. Ohne Zweifel muß ein Theil davon dem Geist und Kostum des Jahrhunderts zugeschrieben werden, worin die schöne Literatur in dem größten Theil von Europa, besonders in Italien, Spanien und Frankreich, wieder aufzuleben anfing. Indessen steht doch diese Mutter mit dieser Tochter in ihrer Art allein; und ihr persönlicher Werth,

nach Maß und Gewicht ihrer Zeit geschätzt, hatte wenigstens eben so viel Antheil daran, wenn sie (wie der Herr Marquis de Paulmy im 7ten Bande seiner Melanges sagt) in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts aller der öffentlichen Hochachtung genossen, welche Personen ihres Geschlechts erwarten dürfen, sobald sie mit viel Verstand und viel Kenntnissen vorzügliche Talente und eine untadelige Aufführung verbinden.

Poitiers, eine der größten Französischen Städte nach Paris, und damals in blühendern Umständen als gegenwärtig, war die Vaterstadt der Dame Magdalene Des Roches, deren eigner Geschlechtsname Neveu war. Sie vermählte sich mit Andreas Fradonnet, Herrn Des Roches, einem Edelmanne aus Bretagne. Sie schlugen ihren Wohnsitz zu Poitiers auf: und Katharine, die einzige Frucht dieser Ehe, war ungefähr 15 Jahr alt, als sie ihren Vater verlor. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glückliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den besten Erfolg belohnten. Von dieser Zeit an blieben sie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen gesehen. Das Fräulein Des Roches ging hierin so weit, daß sie bloß aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte

Parthien, die sich aufs eifrigste um sie bewarben, von der Hand wies.

Der harthäutigste unter ihren Verehrern, Namens Julius von Guersens, einer der beständigsten Liebhaber und der frostigsten Dichter seiner Zeit, als er alle andre Mittel das Herz seiner Unerbittlichen zu erweichen ohne Erfolg versucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung seiner selbst glücklicher zu seyn; und gab eine ausnehmend schlechte Tragödie, Panthea betitelt, *) unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie einige gethan haben), daß es mit Bewilligung dieser Damen geschehen sey; zumal da sie ungleich bessere Verse machten als der Sieur de Guersens, und dieser mit einer so heroischen Selbstverläugnung seine Umstände bei der schönen Madelaine schlecht verbesserte.

Das Jahr 1579, wo sich, bei Gelegenheit der Grands Jours, die zu Poitiers gehalten wurden, die ansehnlichsten Magistratspersonen und berühmtesten Gelehrten daselbst zusammenfanden, scheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen Des Roches gewesen zu seyn. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo sich die vorzüglichsten Männer von beiden

---

*) Die erste von Sechsen dieses Namens, welche das Französische Theater aufzuweisen hat. Sie wurde im Jahre 1571 zu Poitiers gespielt und gedruckt.

Klassen fast alle Abende einfanden; und besonders zeichneten sich Scävola von Sainte-Marthe und Stephan Pasquier, zwei berühmte Namen dieser Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem seine Recherches de la France und seine Briefe die Reputazion eines geschickten Rechtsgelehrten und guten Filologen erworben haben, stellte auch hübsche Lateinische und ziemlich schlechte Französische Verse; und wie Catull deren sehr artige auf den Sperling seiner Geliebten gemacht hatte, so hielt auch Pasquier es seiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einstmals auf dem Busen des Fräuleins Des Roches in Flagranti ertappt hatte. Das Sujet war eines der glücklichsten für eine poetische Tändelei; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, ist: daß die ganze gelehrte Gesellschaft, die bei diesem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm; und daß ein kleines Bändchen von Griechischen, Lateinischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen Versen daraus entstand, welche sämmtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenstand hatten. Da Mutter und Tochter alle diese Sprachen verstanden, so war gegen die Plaisanterie nichts einzuwenden; auch ließen's sich die beiden Damen so wohl gefallen, daß sie in sehr artigen Stanzen die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten.

Ich erzähle die Anekdote dem Herrn Marquis von P. nach; denn ich bin noch nicht so glücklich gewesen, diese merkwürdige Versammlung von Poetes Chante-Puces, wie er sie scherzweise nennt, selbst zu Gesicht zu bekommen.

Die Damen Des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schicksalen, die manches Klaglied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelsten und Besten hochgeschätzt, bis zum Jahr 1587, wo sie beide (wie sie sich oft gewünscht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und der nämlichen Krankheit starben.

Außer einer Menge von allerlei kleinern und größern Stücken in Prose und Versen, wovon verschiedne in den Annales Poetiques und in dem Parnasse des Dames zu finden sind, hat die Frau Des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras, und, in Gesellschaft mit ihrer Tochter, den Claudian in Französische Verse übersetzt. Die Gedichte dieser Damen sind vielleicht in Absicht des Feuers und der Stärke des Ausdrucks unter denen von Louise Labé; hingegen nähern sie sich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache schon um ein merkliches der Epoche, welche Malherbe in der Französischen Poesie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonnet auf den Tod einer Freundin von der Mutter Des Roches, wiewohl wir nicht bergen müssen, daß es unter ihre besten Stücke gehört.

Las! Ou est maintenant ta jeune bonne grace
Et ton gentil esprit, plus beau que la beauté?
Ou est ton doux maintien, ta douce privauté?
Tu les avois du Ciel, ils y ont repris place.
O miserable, helas! toute l'humaine race
Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O Triste que je suis, o grande adversité!
Je n'ai qu'un seul appui en cette terre basse.

O ma chere compagne, et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu sur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si après notre mort le vrai amour demeure,
Abaisse un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel est mon pleur, ma plainte et mon regret.

3.

Marie von Romieu.

1782.

Ein Bruder dieses gelehrten Frauenzimmers (der sich Jacques Romieu, Gentilhomme Vivarois. Secretaire de la Chambre du Roi qualifizirt) hatte die Unziemlichkeit begangen, instigante Diabolo, und einem alten grißgrämischen Oheim zu gefallen, eine — Satyre gegen das schöne Geschlecht zu schreiben, welche freilich nicht anders als ein sehr abgeschmacktes Werk seyn konnte!

Die Schwester glaubte sich verbunden, diese Sünde ihres Bruders aufs eiligste wieder gut zu machen, und ließ also ungesäumt einen Discours en Vers von der Präeminenz des Weibes über den Mann ausgehen, worin, wie man leicht denken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, die Mutter der Gracchen, nebst einer Menge andrer preiswürdiger Frauen,

Jungfrauen und Märtyrinnen aller Nazionen und Zeiten, besonders auch die Französischen, und unter diesen namentlich die Damen:

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergessen sind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut, hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verse des guten Fräuleins Marie von Romieu sind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — so beschaffen, daß sie einer so guten Sache zu Ehren wohl hätten besser seyn können. Die Laufbahn ist also noch offen, und der Preis noch zu gewinnen, wenn etwa eine von unsern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schwestern in Apollo Lust hätte, sich dieses Verdienst um ihr Geschlecht zu machen.

S.

I.

Hans Sachs.

Einige Lebensumstände desselben als Zugabe zu Göthe's Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung.

1776.

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts drei Männer hervorzubringen, denen keine Stadt in Deutschland ein Triumvirat von gleicher Vortrefflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. Albrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 geboren; Wilibald Pirkhaimer im Jahr 1471, und Hans Sachs,

der Dichter, im Jahr 1494. Die Eltern des letztern waren arme gemeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an allem theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz, und eine gute Erziehung zu danken. *) Was hätten ihm vier und sechzig Ahnen bessers geben können? Wenn jemals ein Mensch zum Dichter geboren worden ist, so war's Hans Sachs. Die holdselige Meistersänger-Kunst (die zu seiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmsten Reichsstädten noch in großen und in verdienten Ehren war) gab die erste Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeistes, den die Natur so reichlich über ihn ausgegossen hatte. Zu eben der Zeit, da er, nach Endigung seines Schul-Laufs das Schuhmacher-Handwerk erlernte; empfing er den ersten Unterricht in der Kunst des Meistergesangs von Leonhard Nunnenbeck, dessen er in einem seiner Gedichte dankbare Erwähnung thut, ohne sich's, wie es scheint, nur bewußt zu seyn, wie unendlich er seinen Meister übertraf.

Von seinem siebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang, auf seiner Profession, alle Theile

---

*) S. was er selbst davon sagt in dem Gedichte: Die Werke Gottes sind alle gut. Th. IV. S. 252. W.

Deutschlands, mit dieser offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenstände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um sie getreulich, unverschönert und unverstellt, wieder zurückzuwerfen. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des reichen Schatzes von anschaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menschlichen Lebens, über den ein unbefangener Leser in seinen Werken erstaunen muß. Ueberall befliß er sich, neben dem Betrieb seines mechanischen Geschäfts, seinen Wissenstrieb zu befriedigen, und sich im Meistergesange, seiner Lieblings-Leidenschaft, zu üben. „Ueberall (ich borge hier die Worte seines wackern biederherzigen *) Lebenbeschreibers) half er entweder die Singschule verwalten, oder sang den geübtern Meistern ein neues Lied zur Beurtheilung vor. Diese glückliche Liebe der Musenkunst hielt bei ihm allen andern Leidenschaften und aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenschaften der Jugend das Uebergewicht, und noch im hohen Alter erinnerte er sich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu seiner Wissen-

---

*) M. Salomon Ranisch, Professor auf dem Gymnasio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu seinem Gegenstande verfertigte Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens zu danken haben. (Altenb. 1765.) W.

schaft sich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entschlagen, hingegen in der Uebung seines Nebenwerks sein einziges Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib gefunden habe."

Im Jahr 1519 ließ er sich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder, und verheirathete sich mit Kunigunde Kreutzbergerin, die der Gegenstand des herrlichen Liebesgedichts war, das wir am Schlusse mittheilen wollen, und das desto merkwürdiger ist, weil er's im 25sten Jahre seines Ehestandes gedichtet hat. Er lebte mit dieser Frau über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter; überlebte aber seine ganze Nachkommenschaft, außer vier Enkeln von seiner ältesten Tochter. Er war 66 Jahre alt, als er diese Gespielin seiner Jugend und Gefährtin seines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert sie herzlich in dem wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunde Sachsin (III. I. 530.), legte sich aber dennoch vier Monate drauf eine andere Ehegehülfin, Barbara Harscherin, zu, mit der er den Rest seines Lebens bis ins Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es scheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in sein hohes Alter ob, und es ist falsch, was einige vorgeben, daß er jemals den Schulmeister gemacht habe. Er scheint ein geschickter, und unter seinesgleichen ansehnlicher

Schuhmacher gewesen zu seyn, und immer sein gutes Auskommen gehabt zu haben. Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelaßnen Sinns und immer liebevollen Herzens war; aber gleichwohl mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß dieser so ungewöhnlich glücklichen Art von Existenz, ohne daß die natürliche Alterschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein 78stes Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung und Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte; wenn man ja seinen Zustand so nennen kann, wie ihn sein Schüler im Meistergesang, Paschmann, in einem Lobgedichte auf seinen geliebten Meister, beschreibt —

In dem Saal stund unecket
bedecket
Ein Tisch mit seiden grüne.
An selbem saß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß,
der hatt ein'n großen bart fürbaß,

in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein
und an Banken darneben
viel großer Bücher fein;
die alle wohl beschlagen
da lagen,
die der Alt Herr ansach.

Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
Und ihn grüsset von ferren,
den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern thut neigen
mit Schweigen
gegen ihn sein Haupt schwach
dann sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Gesicht rund
anschauet, u. s. w.

Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dieß abschreibe, über die Wangen rollt! — der Liebe, und auch der

Freude, daß die Natur so gerecht gegen Dich war, und Dich den Freudenbecher, den sie Dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn Du nicht?

Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt seyn. Denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter, und wir andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und was ihm sonst aus seiner Zeit anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Kräften leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwischen mein ungenannter Landsmann, der mir schon vor mehrern Jahren durch seine Ehrenrettung Hans Sachsens *) zuvorgekommen ist!

Da in dem glücklichen Geiste unsers lieben Meisters alles was er sah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu Dichten anfing, und erst im 78sten Jahre seines Lebens aufhörte; am Dichten

*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebensbeschreibung kenne. W.

seine größte Freude hatte; sich Beifall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb; und, was bei einem so biederherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb seyn mußte, da er wirklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein Wunder, daß er alle andre Deutschen Dichter an Menge und Mannigfaltigkeit von Komposizionen, so wie die Meisten bis auf diesen Tag an innerm Werthe derselben, übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwei vollständige Ausgaben, eine in Folio von Joachim Lochner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 79 nach und nach herauskamen, und wovon die drei ersten nur eine neue Auflage des schon im Jahre 1558, 60 und 61 von dem Augsburgischen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußlers Druckerei veranstalteten ersten Druckes der Hans Sachsischen Werke sind; die andere in fünf Theilen, in 4., von Johann Krüger in Augsburg verlegt, und in der Reichsstadt Kempten bei Christoph Krausen gedruckt; wovon der erste Theil im Jahr 1612, und der letzte im J. 1616 erschien.

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit ist wohl die eigentliche Ursache, warum er, der popularste unter allen Dichtern, die vielleicht

jemals gelebt haben, nach und nach seiner Nazion, deren Voreltern er einst so lieb und werth war, so gleichgültig und unbekannt geworden. Es wäre Schande für Deutschland, wenn diesem Mangel nicht abgeholfen würde.

Man vergleiche den Artikel von Jördens. Was Wieland sich in Ansehung Hans Sachsens vorgesetzt hatte, und der Erfolg davon, darüber wird in dem Leben Wielands Bericht erstattet werden.

Der Liebe Zank.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annum.
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren als ich solt,
In rechter trew, freundlicher art.
Von ir nit mehr zu theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Gespräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Unbefangk,
Das nam ich an zu hohem Dank;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann *) mir war ir Jungfräwlich Ehr

*) wan wird bei unsern Alten häufig für dann,

Lieber, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Herzen auch begert
Mein Leben mit ihr zu beschließen,
Im Ehlichen stand ir zu geniessen.
Kürtzlich eins Tages sich zutrug,
Daß sie mir alle frewd abschlug,
Nimmer ich sie umbfahen solt,
Kein Kuß sie mir mehr bieten wolt,
Wann sie besorgt vor mir ir Ehr:
Und dergleich Wort gab sie mir mehr.
Ich erschrack, sie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernst wär? Darauff sie sagt:
Es wär ir Ernst, und wolt das sagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich sie wiederumb würd umbfahn.
Erst that mir unter Augen schlahn *)
Das Elend mit grosser nachrew;
Dacht: ach weh meiner Lieb und trew,
Daß ichs so hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, seufftzt und weint,
Legt mich unmuthig in mein Bett,
Und also bey mir selber redt:
O Venus, du Göttin der Lieb,

---

oder sintemal, weil, gebraucht; und so auch hier und weiter unten.

*) schlahen für schlagen ist in Schwaben noch unter dem Volk üblich.

Sag, wo mein Lieb und trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienst trug so hertzlich?
Wie ist sie worden mir so schmertzlich!
Der *) ichs so trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind,
Mein trew ich gar verloren spür,
Der Strohsack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Trost ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung ist gar ab und todt;
Nun wünschet ich und wolt auch Gott
Daß ich ihr hätt doch nie gesehen!
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich samb halb und halb entschlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren schein;
Mit süssem Geruch trat herein,
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich gantz senfftiglich anredt:
Ach junger Gesell sey wolgemut,
Dein Sach die wird noch alle gut;
Weist du nit, daß Jungfrewlich Bild
In Lieb ist allzeit rauch und wild,
Und seine Lieb nit leicht bekennt,

---

*) statt: mit der.

Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't sie ir Scham und Zucht,
Darmit sie zu erretten sucht
Ir Ehr, ir'n allerhöchsten Schatz;
Auch förcht sie hart des Klaffers schwatz,
Die keiner Ehren auch verschonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,
Wenn sie hat eben dein Geblüt,
Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich seyn,
Ir rew darumb ist auch nit klein,
Daß sie dich hat so hart betrübt;
Ir Hertz sich auch in Schmertzen übt.
Laß alln Unmuth und Zweiffel fahren,
Dann sie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugesellt;
Ich hab dir sie selb ausserwählt,
Zu ei'm steten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles trawren seyn.

Mit dem die Gattin bald verschwund.
Ich erwacht, und im Hertzengrund
Ward ich erfrewt, und bald ufstahn. *)

*) ich ward ufstahn, eine vor Alters übliche Redensart, statt: ich stund auf.

Als ich mein Lieb ward sichtig an,
Redt ich sie an mit trawrigen worten
Die sich aber an allen orten
Entschuldigt, sie wär mir nit feind,
Hett die Wort nit so arg gemeint,
Ich solts halten trewlich, wie billich,
In Ehrn und Zucht wolt sie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon, *)
Und auch nit mehr wieder mich thon.
Also wurd unser Lieb und Trew
Wiederumb ganz beschlossen new,
Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß,
Daß unser Lieb grün, blü und wachs
In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis M.D.XLIIII. Am 1. Tag Septembris.

---

*) verlassen.

2.

S a l l u ſt i u s.

Eine Rechtfertigung dieſes berühmten Geſchicht-ſchreibers hat Wieland geliefert in ſeiner Ueberſetzung der Horaziſchen Satyren Bd. 1. S. 58. fgg.

3.

Sarpi. *)

Urtheil des Kardinals du Perron über ihn.

1777.

Der Kardinal du Perron, Bischof zu Evreux, nachmals Erzbischof von Sens und Grand-Aumonier von Frankreich unter König Heinrich IV., war un-

*) Paolo Sarpi aus dem Servitenorden, geb. d. 14. Aug. 1552. zu Venedig, und gest. daselbst d. 14. Jan. 1623, der unsterbliche Geschichtschreiber der Tridentinischen Kirchenversammlung, dessen Geschichte der Römische Hof besonders durch die Jesuiten in üblen Ruf zu bringen suchte, weil sie zu widerlegen nicht möglich war, hat mehrere Biografen gefunden. Der beste darunter ist Griselini, aus dessen Memorie aneddote spettanti alla vita ed agli studj del sommo Filosofo e Giureconsulto F. Paolo Sarpi,

streitig ein Mann von Talenten und großer Gelehrsamkeit, ein geschickter Geschäftsmann und Negociateur, der alles sagen und schreiben konnte, was er wollte, kurz alles was man seyn muß, um aus einem Menschen von Nichts (wie die Franzosen sich ausdrücken) ein großer Mann in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieser große Staats- und Weltmann, Theolog, Filosof, Poet, (denn du Perron war dieß alles) von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Serviten-Mönch in Venedig und Theologus der Serenissima Republica, aber mit und unter dieser äußerlichen specie einer der trefflichsten Menschen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich sah ihn auf meiner zweiten Reise nach Venedig, (sagt der Kardinal) Mr. de Messi zeigte mir ihn: Ich bemerkte nichts Eminentes an diesem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menschenverstand, aber seine Gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen Menschen an ihm, ein klein Bischen mehr als Mönch." *)

Servita. Lausanne 1760. 8. Jagemann einen Auszug geliefert hat in Wielands Merkur 1793 Oktober und November. Das Interessanteste aus der neuesten Zeit ist Delbrücks Schilderung desselben.

*) Je le vis à mon second Voyage de Venise, et Mr. de Messi me le fit voir. Je ne remarquai

So konnten also Seine Eminenz nichts Eminentes an diesem Fra Paolo sehen; — ein Bischen mehr als einen alltäglichen Mönch, und das war Alles! — Und doch kannten Se. Eminenz unstreitig die Welt, und verstanden sich vortrefflich auf den kuranten Werth der Menschen im Handel und Wandel. Vermuthlich gehört dazu, um den innern Gehalt eines Menschen auszufinden, ein gewisser innerer Geistessinn, den ein Mann wie der Kardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwohl finde ich in diesem, beim ersten Anblick lächerlichen, Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieser Weltmensch, so wie dort von Christus der hohe Priester Kaiphas, ohne es selbst zu wissen, von dem Mann Gottes ablegt. Er sah an Fra Paolo nichts von allem dem, was er an einem Mann, den er nach seinem Maßstab für groß halten sollte, suchte: er spricht also geringschätzig von ihm. Ich konnte nichts an ihm sehen, als einen gemeinen Menschen, einen Mann von gutem ehrlichen Menschenverstand — spricht er, und glaubt damit sehr we-

rien d'eminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon sens, mais de grand sçavoir, point; je ne vis rien, que de commun, et un peu plus que de Moine.

Perronniana, edit. de 1601. p. 218.

nig gesagt zu haben; merkt nicht, daß er was sehr großes gesagt hat. Die vollkommensten Menschen haben selten etwas in ihrem Aeußerlichen, das sie sehr über andre hervorragen machen sollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet sich auch in ihrem Gesicht und ganzem äußerlichen Wesen; sie sind bloß da, ohne etwas anzukünden, zu fordern oder zu erwarten. Ohne eine besondere Veranlassung, die ihr Inneres in äußerliche Wirksamkeit setzt, sieht der feinste Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menschen, und guter hausgesponnener Menschensinn ist alles, was er ihnen zutraut. Gerade das wars, Herr Kardinal, was den ehrlichen Serviten-Mönch Sarpi zu einem viel weisern, wärmern, edlern, kurz zu einem so viel bessern Menschen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freilich hätte du Perron nicht du Perron seyn müssen, um nicht so von der Sache zu denken. — Uebrigens gäbe ich was darum, zu wissen, was Fra Paolo zu irgend einem seiner guten Freunde davon gesagt haben mag, wie ihm beim Anblick des Kardinals zu Muthe gewesen.

4.

Schärtlin.

1777.

Lebensbeschreibung des berühmten Ritters, Sebastian Schärtlins von Burtenbach, aus dessen eigenen und Geschlechts-Nachrichten vollständig herausgegeben und mit Anmerkungen und Beilagen versehen. Frankfurt und Leipzig 1777.

Herr Christoph Siegmund von Holzschuher, ein gelehrter Nürnbergischer Patrizier, macht hier mit einem der merkwürdigsten Deutschen Männer des 16ten Jahrhunderts den Anfang einer Folge von mehrern solchen Biografien, wozu er uns Hoffnung macht, sofern er die nöthigen Beiträge von andern patriotisch-gesinnten Edeln und Gelehrten, besonders aus denen noch viel zu wenig benutzten Hausarchiven unsrer edeln Geschlechter, erhalten werde.

Gegenwärtiges Buch ist um so interessanter, da Ritter Schärtlin, so wie Götz von Berlichingen, sein eigner Biograf ist. Schärtlin reicht zwar, meinem Gefühl nach, nicht ganz an Götze, aber immer war er (wie ihn die drei Fürsten in ihrem Vorschreiben an Herzog Christopher zu Würtemberg charakterisiren) ein redlicher weidlicher Gesell, ein strenger mannhafter Ritter und Feldhauptmann, und, was ihm die meiste Ehre macht, der Sohn und Erbe seines eignen Verdiensts. Denn er war ein novus homo, der sich seinen Weg mit seinen eignen Armen machen mußte. Davon, daß er sich (wie der H. v. H. in dem kurzen Abriß der ganzen Geschichte sagt) in seiner Jugend mit bestem Erfolg auf die Wissenschaften gelegt und Magister in Tübingen worden, seh ich in seinem ganzen Leben keine Spur; nicht ein einziger Magister-Zug! Ueberall spricht und handelt ein braver, aus einem ganzen Stück geschnittner, aber höchst roher knolligter Schwabe, an dem von dem scharfen Gepräge der Natur nichts abgeschliffen worden; — und das war — in seiner Zeit wenigstens — nicht desto schlimmer, dächte ich! Nichts geht über die edle, kunstlose, rittermäßige Einfalt, womit er, recht wie ein alter Ritter der Tafelrunde, von großen Thaten, großen Gefahren, großen Wunden u. dergl. als von ganz alltäglichen Dingen spricht, ohne den kleinsten Zug von Ruhmredigkeit oder Eigendünkel oder Geringschätzung Andrer,

und immer mit einem herzlichen Gott sey Lob und Dank! wenn er aus großen Fährlichkeiten mit einem wohlgespickten Beutel wieder nach Hause kommt, und mit einem Gott genad seiner Seele! wenn er einen Feind zu Boden geschlagen hat. Ein Zug, der durchs Ganze durchgeht, und wie mich dünkt, den Mann, der sein Glück erst machen muß, bezeichnet, ist die genaue Ausrechnung, was er mit jeder seiner Thaten gewonnen oder verloren; aber angenehm ist dabei wieder die Treuherzigkeit, womit er das alles erzählt, und daß es ihm gar nicht einfällt, seinen Thaten edlere Motive, als sie wirklich hatten, unterzuschieben; sondern daß er gerade so von der Sache spricht, als ob er sich durch so und so viel hundert oder tausend Gulden, die er in diesem oder jenem Feldzug erobert, und womit er von Zeit zu Zeit zu Weib und Kindern nach Hause kommt, für alles ausgestandne Ungemach, Wunden, Lebensgefahren, u. s. w. reichlich belohnt halte. All dieß, und das ebenfalls durchaus durch sein ganzes Leben ziehende Hausvatergefühl — und die Treue und Dankbarkeit gegen Jeden, der etwas zu seinem Glück beigetragen, und noch mehr andrer Züge der altdeutschen Redlichkeit, Weidlichkeit und Biederherzigkeit würden dieß Buch lieb und köstlich machen, wenn auch der Inhalt, wegen der merkwürdigsten Begebenheiten des 16ten Jahrhunderts, womit Schärtlins ganzes Leben verflochten war, für

den Geschichtsliebhaber und Forscher weniger interessant wäre. Dem letztern überlassen wir, von dem historischen Werthe dieses Buchs, und besonders von dem was der gelehrte und unermüdete Fleiß des Herrn von Holzschuher bei dieser Ausgabe sowohl am Text als in den Anmerkungen u. s. w. geleistet, genauer zu urtheilen, und begnügen uns, dem letztern für dieses allen guten Deutschen und ehrlichen Schwaben gewiß willkommne Geschenk öffentlich unsern Dank zu erstatten, und ihn zur Fortsetzung einer so verdienstlichen Anwendung seiner Muße, so viel an uns ist, aufzumuntern. —

Eins hätt' ich beinahe vergessen — und das ist, Schärtlins gewöhnlicher Leibfluch: Potz blau Feuer! — welchen wir unsern jungen Kriegsmännern statt der hunderttausend blauen Kreuz-Donnerwetter, Kreuz-Bataillons u. s. w. zur Abwechslung hiermit bestens empfohlen haben wollen.

5.

Schicksalstragödie.

---

1 8 0 3.

An einem kleinen zufälligen Umstand, an einem einzigen ungeziemenden, d. i. nach dem Aberglauben der Griechen Unglück vorbedeutenden Worte, das einem Aufwärter unversehens entschlüpft war, hängt in des Euripides Jon Tod oder Leben, und somit die Katastrofe des ganzen Stücks! Wenn nicht zu läugnen ist, daß zu Erfindung eines solchen Mittels die Katastrofe herbeizuführen, weder Genie noch Kunst gehört, so ist hingegen nicht weniger gewiß, daß nicht nur die entscheidenden Momente im Leben eines jeden Menschen, sondern selbst die größten Weltbegebenheiten, öfters an solchen kleinen, unbedeutend scheinenden, zufälligen Ereignissen hangen; und dieß ist zu Rechtfertigung eines Dichters hinlänglich, dem es überhaupt in seinen Dramen weniger um künstliche Erfindung und Anordnung der Fabel, als um das Ethos und Pathos der Personen, und um Situazionen, die ein lebhaftes Interesse bewirken,

zu thun war. Die alten Griechen glaubten eigentlich nicht an den Zufall, in dem Sinne, worin wir dieß Wort zu nehmen pflegen; auch das Zufällige, auch das Unversehene, geschah, ihrem Glauben nach, θεια μοιρα durch göttliches Verhängniß; wenigstens glaubten sie dieß, sobald der Ausgang bewies, daß die Entscheidung eines wichtigen Umstands an einem solchen Spinnefaden gehangen hatte. Diese θεια μοιρα, dieses göttliche Schicksal, muß mit der Einmischung der poetischen Götter in menschliche Dinge, wo sie als mithandelnde Personen erscheinen, und, gleich den Menschen, aus besondern Bewegursachen nach bestimmten Zwecken handeln, nicht verwechselt werden. Dem Schicksal sind die Götter selbst unterworfen; so fern ist es, daß sie die Urheber desselben wären. — Aber was war denn der Begriff, den sich die Alten von diesem Schicksal machten? Sobald sie sich denselben klar zu machen suchten, gewiß kein andrer als eben derselbe, den wir Neuern mit diesem noch immer allgemein und täglich gebrauchten Worte verbinden — nämlich der Begriff des allgemeinen Zusammenhangs aller Dinge und Ereignisse in der Welt, in so fern als er nothwendig, von dem Verstand und Willen der Sterblichen unabhängig, und eben darum unbegreiflich ist; eines Zusammenhangs, der gerade deßwegen, weil von dem Unerklärbaren und außer unsrer Vorsicht und Willkühr Liegenden in demselben

so häufig das Glück oder Unglück einzelner Menschen und ganzer Völker abhängt, ein dunkles Gefühl in uns erregt, daß etwas Göttliches in ihm sey, daß er das Werk einer unumschränkten, unerforschlichen Macht sey, welche zu hoch über uns throne, als daß es so schwachen und beschränkten Wesen, wie wir Sterblichen, möglich und ziemlich seyn könnte, sie zu fragen: was machst du? Aber daraus, daß dieses Schicksal unerforschlich ist, folget keineswegs, daß es auch blind sey, oder von den Griechen, und insonderheit von ihren tragischen Dichtern für blind gehalten worden wäre; d. i. daß sie sich vorgestellt hätten, die Umstände und Ereignisse, von welchen die Bestimmung des Glücks oder Unglücks der einzelnen Menschen abhängt, werden, wie durch ein Sieb, auf sie herabgeschüttelt. Gesetzt aber auch, sie hätten sich das Schicksal wirklich blind, regel- und absichtslos, und besonders auf das sittliche Verhalten der einzelnen Menschen ganz und gar keine Rücksicht nehmend gedacht, wie sie dessen neuerlich beschuldigt werden, so ist doch ganz irrig, wenn behauptet wird, die tragischen Dichter der Alten hätten die Helden und Heldinnen ihrer Fabeln als bloße Automaten und blinde Werkzeuge eines blinden Schicksals dargestellt. Man muß wenig mit ihren Werken bekannt seyn, um so etwas vorzugeben, wovon der Augenschein gerade das Gegentheil lehrt. Daß ihre Helden nicht wie Rasende gegen die allmächtige Nothwendig-

keit anrannen, wird ihnen wohl niemand zum Vorwurf machen wollen; aber überall sehen wir sie, so viel und so lange es Menschen möglich ist, mit ihrem Schicksal ringen, und, nach Maßgabe ihres individuellen Charakters, alles anwenden, was Muth, Klugheit, Standhaftigkeit und Kraftanstrengung vermögen, um über ihr widriges Glück Meister zu werden, oder, wofern sie unterliegen müssen, wenigstens edel und anständig zu fallen. Die Sache verdient eine gründliche und ausführliche Erörterung. *)

---

*) Der Anfang zu derselben ist seitdem gemacht durch H. Blümner: über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos. Leipz. 1814. und durch die Dissertazion von E. J. G. Schmidt (Prof. und Konrektor in Schulpforta) de notione fati in Sophoclis Tragoediis et fragmentis expressa. Pars prior. Leipz. 1821.

6.

Anna Maria von Schurmann.

1777.

Nicht eben als eine gelehrte Dame führe ich sie auf — denn wenn sie nichts als das gewesen wäre, so möchte sie an den unermeßlichen Lobsprüchen, womit sie in ihrem Leben von den Saumaise, Naude, Heinsius, Huygens, Gruter, Caets, Balzac und tausend Andern, durch ganz Europa, in Prosa und Versen, bis zur Abgötterei beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben! Sondern, weil sie nach dem ganzen Umfang ihrer Naturgaben, Talente, Kenntnisse und, was mehr als dieß Alles ist, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens, wirklich eine der vollkommensten und außerordentlichsten Personen war, die ihr Geschlecht in irgend einer Zeit aufzuweisen gehabt hat.

Sie ist geboren im Jahr 1604 zu Cölln, hat den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre letzten

Jahre aber in der kleinen Labadistischen Ecclesiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle außerordentliche Personen ihres Geschlechts thun sollen) in dem Stand einer freiwilligen unbemakelten Jungfrauschaft gelebt, und ist im Jahr 1678 in eine bessere Welt übergegangen. — Ihr Vater, Friedrich von Schurmann, war ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, ihre Mutter aus dem edlen Geschlecht von Herst im Jülichschen. Ihr Großvater hatte Antwerpen, wo seine Voreltern über hundert Jahre in den ansehnlichsten Würden gestanden, der reformirten Religion wegen verlassen müssen, und sich nach Deutschland gezogen.

Bisher kannte ich unsre Maria bloß aus ihren von Friedrich Spanheim im J. 1648 zuerst und von T. C. D. Löberin 1749 zuletzt herausgegebenen opusculis, welche meistens aus Lateinischen und Französischen Briefen bestehen, die pour la rareté du fait mit etlichen Hebräischen und Griechischen verbrämt sind, und aus den Nachrichten, die ich in Bularts Academie des Sciences et des Arts und einigen andern literarischen Kompilazionen fand. Hieraus hatte ich nun so viel herausgeklaubt, als mir dienlich schien, um von diesem achten Wunder der Welt, dieser zweiten Minerva und achten Muse (wie die Viri Eruditissimi et Clarissimi ihrer Zeit sie nannten, ehe sie das unverzeihliche Verbrechen beging eine — Separatistin zu

werden) einigen Begriff geben zu können. Ich erzählte nur von ihren seltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geschicke für die schönen Künste, und wie sie so schön habe zeichnen und Mignaturmalen, und aus Papier schneiden, und in Wachs bossiren, und in Kupfer ätzen können, und wie sie Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch und Aethiopisch gelernt, und in der ganzen filologischen Polyhistorei, worein man damals das non plus ultra der Gelahrtheit setzte, erstaunliche Profektus gemacht; und wie ihr die Herren Kuratoren der Universität zu Leiden in jedem Auditorio eine eigene geheime Loge bauen lassen, damit sie allen öffentlichen Lekzionen, Disputazionen, Doktor-Promozionen u. s. w. ungesehen beiwohnen könnte; und wie sie gerne Spinnen gegessen habe; und wie sie nach und nach so berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herrn, die Rivete und die Spanheime und die Salmasien, und sogar der ehrliche Karmelitermönch, Ludwig Jacob a Sancto Carlo, in seiner Bibliothek berühmter Schriftstellerinnen, und der wohlberedte Minoritenmönch, Bruder Hilarion de Coste, in der Vorrede zu seinen Eloges des Dames illustres, nicht genug von ihren Wundergaben singen und sagen können.

Da glückte es mir, das Einzige Buch, woraus man wirklich kennen lernen kann, was Anna Maria

von Schurmann war, nämlich ihre in Lateinischer Sprache geschriebene *ΕΥΚΛΗΡΙΑ*, oder Erwählung des besten Theils; Traktat, worin ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten ist: Eins ist Noth; Maria hat das beste Theil erwählt, (ein Buch, das sich sehr rar gemacht hat) zu Handen zu bekommen: und als ich hinein guckte, und nur etliche Blätter davon gelesen hatte, siehe da fand ich, daß alles, was die Viri plurimum Reverendi, Amplissimi, Doctissimi etc. von ihr geschrieben, dummes Zeug sey, Karikatur und Verunstaltung eines der herrlichsten Werke Gottes; und daß das Beste sey, aus diesem Buche, worin eine wahrhaft Englische Reinigkeit, Unschuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worin sie, ohne alle Prätension, in der unzweideutigsten Sprache des Gefühls und der Innigkeit, die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, und ihrer literarischen Nachtwandlungen, und ihrer zufälligen Verhältnisse mit den Viris Clarissimis, die gerade das, was allein an ihr schätzbar war, nicht zu schätzen wußten, und ihrer Bekanntschaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigstens) Apostolischen Menschen, Johann de la Badie, Yvon, du Lignon u. s. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle gute Menschen Freude haben müssen, und auch solche, die das erwählte Theil dieser

Maria für Schwärmerei halten mögen, wenigstens von der herrlichen Natur dieses liebenswürdigen Geschöpfs einen ganz andern Begriff bekommen werden, als aus ihren opusculis, die größtentheils die schlechtesten Exkrezionen ihres Gehirns, oder bloßes Spielwerk eines gelehrten Gedächtnisses sind, oder aus den Lobreden und Lobgedichten solcher Leute, die so wenig Sinn für das Wahre hatten, daß sie gerade von dem Augenblick an Böses über den Engel blasfemirten, da sie alle die Krusten, womit eine falschberühmte Gelehrsamkeit sie überzogen hatte, von sich warf, und sich in ihrer eignen natürlichen Gestalt darstellte.

Ich gebe also diesen Auszug aus der

Eukleria.

Dieß ziemlich seltene Buch war, seiner Veranlassung nach, eine Apologie des Fräuleins von Schurmann gegen die strengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewundrer, deren Orthodoxie es sehr übel fand, daß eine Dame, von deren großen Gaben, Kunstfertigkeit, Gelehrsamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen Reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab, und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte, (denn die Namen ändern sich wie andre Moden) eine Pietistin, Methodistin, Herrnhutherin u. s. w. kurz eine Person wurde, die, mit dem eben gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete, kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn, in der absoluten Bedeutung, die dieß Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt, und ihn überhaupt besser verstanden,

herzlicher geliebt, und mehr um seinetwillen gethan und gelitten hätten, als die ganze Synode zu Dortrecht und alle Provinzial-Synoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht u. s. w. zusammengenommen. In wie fern sie hierin recht oder unrecht gehabt, ist eine Untersuchung, die nicht hieher gehört. Ich werde mich daher in diesem Auszuge mit Vorbeigehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie, bloß auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben kann. Jedoch kann ich nicht umhin, all das Gute, was ich schon von dem Geiste dieses Buchs gesagt, zu wiederholen, und zu bekennen, daß ich nicht begreife, mit welchem Herzen, ja nur mit welcher Stirne, der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern seines Gleichen, den einfältigen reinen Sinn dieser von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverstehen, und seelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Mensch (zu welcher äußerlichen Gemeinschaft er auch immer gehören mag) nichts als die Gesinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, filosofiren, poetisiren, u. s. w. wirklich in ihrem eignen Herzen lebendig hegt, in ihrem Leben thätig erweißt, und in andern Menschen auch lebendig machen zu können

wünscht. Als der Abbé von St. Pierre seine gutherzigen Projekte für Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfahrt allen Menschen zur Welt gebar, sagte der Premierminister Fleury: es sind Träume eines guten ehrlichen Mannes — und ließ den guten Mann ruhig fortträumen. Wenn nun die Schurmann auch wirklich damit umgegangen wäre, alle Katholiken, Augsburgische Konfessions-Verwandte, Kalvinisten, Mennonisten, Quäcker, Sozinianer u. s. w. zu Alt-Christen umzuschaffen, zu Christen von der Art, wovon geschrieben steht: „daß sie des heil. Geistes voll waren, und Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen; und waren Ein Herz und Eine Seele; und Niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein, und war keiner unter ihnen der Mangel hatte, denn man gab jeglichem was ihm Noth war." *) Wenn, sag' ich, die Schurmann auch mit so einem Entwurf umgegangen wäre: so hätte immerhin ein Mandevill beweisen mögen, daß dessen Ausführung, so wie die Sachen stehen, weder möglich noch verträglich wäre: daß die Lyoner-Fabriken und die Pariser Putzmacherinnen dabei zu Grunde gehen müßten; daß die großen Herren keine

*) Geschichte der Apostel Kap. 2. u. 4.

Kriege mehr führen könnten; daß die Schiffarth und der Handel in beiden Indien sehr darunter leiden dürften u. s. w. — Aber Mandevill selbst hätte doch bekennen müssen, daß es Träume einer Christin seyen, daß die damaligen Baccalauren (die itzigen sind hoffentlich billiger) unrecht gehabt, Ketzereien und Skandale daraus zu machen, und daß eine Jungfrau von sechzig Jahren unmöglich unschuldigere Träume haben könne.

Da die ehemaligen Freunde der Schurmann so übel damit zufrieden waren, daß sie in ihren alten Tagen die lebendige Quelle der — Schul- und Büchergelehrsamkeit verlassen, und (was die Herren ohne Schamröthe kaum denken konnten) eine Schwärmerin, eine Labadistin, geworden war; so ist der Schurmann Hauptgedanke in ihrer Apologie, zu zeigen: wie es zugegangen ist, daß sie, in ihrer Jugend, unvermerkt und beinahe ohne ihr Zuthun, dahin gekommen, in der gelehrten Republik Aufsehen zu machen: wie aber ein angebornes Sehnen nach dem was der Seele wahren Genuß und Befriedigung in ihrem innersten Grunde giebt, sie bei den Eitelkeiten der damaligen Modegelehrsamkeit, womit sie einen Theil ihres Lebens hingebracht, niemals habe ruhig seyn lassen, sondern sie von allem, was bloßer Schein und Schattenwerk und Wortkram und Dunst der Eigenliebe ist, immer abgerufen, und von Stufe zu Stufe endlich zu Erwählung dessen, was nach ihrer

Ueberzeugung der beste Theil war, gezogen habe. Dieses zu entwickeln, und, indem sie von ihrer Sinnesänderung Rechenschaft giebt, zu zeigen, „daß solche kein Werk einer fiebrischen Schwärmerei, sondern in der ersten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zustand ihrer Seele gegründet gewesen, und durch vorherige Gesinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden“ — und daß eine so gesinnte, so vorbereitete (auch selbst durch einen Zusammenfluß unwillkührlicher äußerer Umstände vorbereitete) Seele sich nothwendig dahin habe lenken müssen, wo sie die Realität von all dem gefunden, wovon sie vorher außer sich nur die Prätension oder leeres Hörensagen, und in sich selbst nur eine schwache Dämmerung gesehen, bei welcher sie jedoch dem wachsenden Licht immer unverwandt entgegen gegangen; — und endlich zu zeigen, wie sie diese Realität bei Labadie und seinen Gehülfen und im Schooß ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächt-apostolischen Gemeine wirklich gefunden; dieß, mit den dahin einschlagenden historischen Umständen, macht den Inhalt der 9 Kapitel aus, in welche der erste Theil ihrer Eukleria abgetheilt ist. *)

---

*) Zu Altona bei Cornel. van der Meulen gedruckt und aus 207 Seiten in kl. 8. bestehend. Den

Die interessantesten Züge für meinen Zweck sind im 2ten Kapitel der Eukleria enthalten, welches zur Aufschrift hat: „kurze und besondere Darstellung meines vergangenen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der Gottseligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künste und Wissenschaften zu exkoliren angefangen."

Gottesfurcht und Eifer für die Religion scheint ein gemeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her gewesen zu seyn. Sie sagt in dieser Rücksicht viel Gutes von ihren Eltern und von deren besondern Sorgfalt, sie nach den Grundsätzen des Christenthums zu erziehen, und vor allem, was die Unschuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren. Ihre besondre Disposizion zur Frömmigkeit äußerte sich schon in ihrem zartesten Alter. „Ich erinnere mich noch unter anderm, (sagt sie) daß ich, als ein Kind von vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd gegangen war, Wiesenblumen zu pflücken,

---

zweiten Theil, der 12 Jahre nach dem ersten, kurz vor ihrem Tode, zu Amsterdam bei Jacob van de Velde auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich nicht auftreiben können, und kann also von dessen Inhalt nichts weiter sagen, als daß er die Fortsetzung der Geschichte der Labadieschen Gemeine und ihres eignen Antheils an derselben und vermuthlich fernere Apologie ihrer Widersacher enthält. W.

und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches hinsetzten, und die Magd mich die Antwort auf die erste Frage des Heidelberger-Katechismus hersagen ließ — bei den Worten: daß ich nicht mein, sondern meines getreuesten Heilandes Jesu Christi eigen sey: eine so herzliche Freude und ein so süßes inniges Gefühl von Liebe zu Christo in meinem Herzen empfunden, daß alle folgende Jahre meines Lebens das lebendige Andenken dieses Augenblicks nicht haben auslöschen können.“ Sie setzt diesem noch ein Beispiel hinzu: in ihrem eilften Jahre sey ihr beim Lesen eines Märtyrer-Buchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen brennendes Verlangen nach dem Märtyrerthum angekommen, daß sie das allerangenehmste Leben um einen solchen glorreichen Tod mit Freuden hätte vertauschen mögen. Und es sey ihr hernach, ihr ganzes Leben durch, nichts unerträglichers und des christlichen Namens unwürdigers vorgekommen, als die Gesinnung des Erasmus, da er in seinen Schriften an den D. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre für die Wahrheit Märtyrer zu werden, übersteige die Sfäre seines Ehrgeizes, und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch, (setzt sie hinzu) hatte ich ein herzliches Verlangen, so weit meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheuchelt

fromm zu leben. Aber was ich nicht unbemerkt lassen kann, ist, daß es damals Niemandem eingefallen, meine Frömmigkeit, so ungewöhnlich sie bei den meisten jungen Personen meines Standes ist, als das Vornehmste, was an mir zu loben wäre, anzusehen," u. s. w.

Unsre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufsicht eines (wie sie sagt) vortrefflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drei Jahren konnte sie schon fertig Deutsch lesen, ohne daß sie sich erinnerte, daß es ihr im mindesten sauer geworden. Fast eben so früh zeigte sich an ihr ein ganz sonderbares Geschick zu allerlei künstlichen Handarbeiten, so daß sie als ein Mädchen von kaum sechs Jahren, ohne einigen Unterricht noch Beispiel, allerlei Figuren so zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuschneiden wußte, daß keine von ihren erwachsenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf begriff sie die Kunst Tapisserie-Arbeit zu sticken (artem Phrygiam) in drei Stunden, nachdem sie sich vorher nur vor etwa sieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißblei zu zeichnen.

Die gute Dame, indem sie sich in ihrem 66sten Jahre dieser ihrer ersten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabei: „wenn sie so gesessen und Blumen und Insekten mit Wasserfarben gemalt habe, (das dann noch immer die unschuldigste Art von Malerei sey) hätte sie zwar nicht selten, während daß

ihre Hand mit dieser irdischen Uebung beschäftigt gewesen, sich in ihrem Geiste mit himmlischen Gedanken unterhalten, aber sie müßte doch gestehen, daß sie manchmal so erpicht auf ihre Arbeit gewesen, und ihren ganzen Kopf und ihr Herz selbst so voll davon gehabt, daß sie Gott darüber wo nicht völlig aus dem Gesichte verloren, doch wenigstens nicht so leicht und anhaltend weder in sich selbst noch in dem Spiegel seiner Geschöpfe habe anschauen können, als sonst.“ Sie spricht von allen ihren Kunstfertigkeiten nur wie man von den Spielen seiner Kindheit spricht; setzt aber scherzend hinzu: weil sie jetzt doch einmal daran sey, sich mit Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und, um nichts von ihren ehemaligen Glückseligkeiten zu verschweigen, wolle sie noch einiger Beispiele ihrer so hoch und weltgepriesenen Kunst Erwähnung thun. Und darauf spricht sie von drei Bildnissen, die sie, ohne Jemands Hülfe noch Anweisung, mit einem bloßen Taschenmesser aus Burbaumholz geschnitten, wovon eines ihre Mutter, eines sie selbst, und das dritte ihren Bruder (von dem sie in dem ganzen Buch häufig mit wärmster Liebe und Hochachtung spricht) vorgestellt, und welches letztere von dem berühmten Maler Honthorst, dem es ihr Bruder gewiesen, in ganzem Ernst über 1000 fl. geschätzt worden. Sodann (fährt sie fort) muß ich eines Bildnisses von mir selbst erwähnen, so ich, vermittelst eines Spiegels,

aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre wie Albertus Magnus auf seine redende Bildsäule, aber doch 30 Tage verwendet, weil ich in dieser Kunst vieles selbst erfinden mußte, da ichs von niemand lernen konnte. — Weil ich mir nicht getraue der Beschreibung, die sie von diesem ihrem Meisterstück macht, in der Geschwindigkeit durch eine Uebersetzung genug zu thun, so möge mir erlaubt seyn, ihre eignen Worte herzusetzen: *) Oculi meos non

---

*) Der Inhalt ist dieser: „Die Augen dieses Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen sehr geglichen, sondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels, hätt' es, wenn man die Kapsel schnell gedreht, geschienen, als ob sich auch die Augen von selbst drehten. Die wächsernen Haare wären so fein gearbeitet gewesen, daß sie nur mit ihren subtilsten Spitzen im Kopfe gesteckt, und also wie natürliches Haar ausgesehen, und dem Ansehen nach frei wallende Locken gebildet hätten. Eben so unendlich fein hätte sie auch die Augenwimpern mit hartnäckigem Fleiß herausgebracht, und die Perlen um den Hals hätten, durch einen von ihr erfundenen besondern Kunstvortheil, so vollkommen wie Natürliche ausgesehen, daß ihr Niemand glauben wollen, sie seyen von Wachs, bis sie auf Verlangen einer Gräfin von Nassau eine davon mit einer kleinen Nadel durchstochen.“ Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet, et molles imitabitur aere capillos, infelix operis summa. Ob unsre Künstlerin in

solum in minori forma imitabantur, sed ad vividum pupillae nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capsa vertebatur, ipsi soli se vertere videbantur. Crines cerei non nisi suis extremitatibus subtilissimis capiti inhaerebant; ita ut illud corollis libere, ut videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras pilorum tenuissimorum quasi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (ut hoc unum tantum de vano ejus ornatu addam) gemmulae, quae collum cingebant, ita artificiose (novo sc. meo invento) naturam mentiebantur, ut mihi contrarium verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione artem a natura discernendam exhibui, (cum id a me peteret ingeniosa Nassaviae Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es ist (in meinen Augen wenigstens) liebenswürdige Menschlichkeit, daß unsre Maria, da sie gelegenheitlich von diesem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo sie noch **Martha** war, mit vielem Kalt-

---

diesem Stücke glücklicher gewesen, davon sagt sie nichts; ich zweifle aber um so weniger daran, als diese höchste Feinheit und fleißige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig ist, in Mignatur-Werken, wie dieses war, gerade das ist, was dem Ganzen Leben und Wahrheit giebt. W.

sinn zu sprechen angefangen, daß sie (sage ich) unvermerkt warm darüber wird, und sich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerstörung derselben erinnern kann. — „Aber (fährt sie fort) was hatte ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Verlust meiner kostbaren Zeit mir unwissenderweise selbst die Reue gekauft, die hernach auf die Zerstörung desselben folgte, da eine meiner Tanten, (nicht lange nachdem es fertig war) indem sie es recht genau besichtigen wollte, es aus ihrer unbehutsamen Hand fallen ließ und dadurch zernichtete.“ Sie gesteht, als sie folgende Verse unter das Bild gesetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
aut vultus solido sculpere in aere meos;
En nostram effigiem quam cera expressimus; atque
materiae fragili mox peritura damus.

habe sie sich dieses Bild ihres Lebens (so wie wir alle mit dem Leben selbst zu thun pflegten) zwar als zerbrechlich vorgestellt, aber doch nicht gedacht, daß es so bald würde wirklich zerbrochen werden; und sie wäre daher durch seine Zerbrechung, tanquam graviusculo atque improviso aliquo casu, in einigen Mißmuth gesetzt worden; da es ihr hingegen bei später Erinnerung desselben lächerlich vorkommen, daß sie (sind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr gewesen, die selbst nur σκιᾶς ὄναρ, (wie Euripides von dem Menschen sagte) nur

der Traum eines Schattens, oder ein Schatten in einem Traume sey, ihr Herz habe hängen und sich über dessen Verlust habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erste Empfindung davon mag gewesen seyn, so viel ist gewiß, daß die Tante nichts von ihrer Liebe verlor. Denn sie ist ohne allen Zweifel eine von den zweien Mutterschwestern, von denen sie im 6ten Kap. mit so vieler Liebe spricht, und Gott dafür preiset: „daß er ihr Gelegenheit gegeben, diesen guten Damen (deren die eine 89, und die andre 91 Jahre alt worden, beide aber über 20 Jahre vor ihrem Tode den Gebrauch der Augen verloren) in ihrem hülfebenöthigten Alter nützlich zu seyn, und daß er sie mit diesen ihren Mutterschwestern und dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geschwistern übrig geblieben, durch ein so enges und süßes Band der Liebe zusammen gebunden, daß die zwanzig Jahre, die sie mit einander eine Familie ausgemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht hätten.

Sie bricht das Wenige, was sie bisher von ihrer Geschicklichkeit zu den bildenden Künsten gesagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, so schwärmerisch sie vielleicht manchem vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hierher zu setzen, weil sie einen der stärksten Züge des Charakters dieser englischen Seele enthält. Ich übergehe, sagt sie, andre Dinge

dieser Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verlieren angefangen, so wie sich das göttliche Bild des Lebens Jesu meiner Seele darstellte; und da ich von diesem Augenblick an kein Andres der Nachahmung würdig schätzte, und es gleichwohl nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, so ging ich damit um, eine so viel mir möglich wäre vollkommene Abbildung desselben, zu meinen und anderer Nutzen, schriftlich zu verfassen. — Aber, die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir bei diesem Werke nie selber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieses göttlichen Gegenstandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich male die Sonne nur mit einer Kohle ab. Ich fand also, das Leben der Christen sey das Bild des Lebens Christi, aber wie selten in diesen unsern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge dessen lebhafteste Züge an unsern Hirten (Labadie und seinen Gehülfen nämlich) wahrnahm, glaubte ich, mit diesen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunst vertauschen zu müssen. Sie schließt diese Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: Wahrlich, wir würden alle Kunstgemälde wenig schätzen, wenn wir in allen Geschöpfen, denen ihr Urheber etwas von seinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers

und jedes Gräschen strahlt den gegenwärt'gen Gott, *)

ihn selbst mit Geistesaugen sähen, und mit wahrem Gottessinn als gegenwärtig schmeckten und fühlten. Alles was sie, diesen Gedanken auszuführen hinzusetzt, ist sehr schön — so wie an dem Gedanken selbst etwas sehr wahres ist. Und gewiß, kein Maler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieses hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Praxiteles der Griechen Ideen göttlicher Schönheit gezeugt, und ihre Hand gestärkt, wenigstens die Schatten davon in Marmor und Elfenbein nachzubilden; dieses Gefühl allein hat, in neuern Zeiten, einen Buonarotti, einen Raphael, Correggio, und (um noch einen in seiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schooßjünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieses tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur wirkte bei dem letztern dieses mühsame Arbeiten, diese Unzufriedenheit mit seinem Pinsel, welche machte, daß er acht Tage immer verbesserte und wieder auslöschte, und die nur ein Mensch, wie de Piles, fähig seyn konnte

*) Praesentemque Deum quaelibet herba docet.

für pesanteur d'esprit zu halten. Aber der höchste Grad dieses Gefühls bringt keine Künstler noch Kunstwerke mehr hervor, sondern verschlingt die Seele, und giebt ihr Verachtung und Ekel gegen allen künstlichen Versuch, es in Worten oder irgend einem andern kalten und leblosen Stoffe nachzubilden. Dieß war der Fall, worin sich die Schurmann in den letzten Jahren ihres Lebens befand; und es kann in diesem Erdenleben nur mit wenigen außerordentlichen Menschen so weit kommen. Es ist Anticipazion eines zukünftigen Standes; die vielleicht wenig guten Menschen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt ist; die aber, so lange die Menschen nicht wie die Engel Gottes sind, noch seyn können, in dem Leben eines jeden andern als eines Einsiedlers oder Abgesonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten; so möchten alsdann Künste und Wissenschaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahin fahren; der Verlust würde nicht groß seyn.

7.

Algernon Sidney.

1778.

Dieser Brittische Cassius, wie ihn der Dichter Thomson nennt, stammte von einem sehr alten und an großen Männern fruchtbaren Geschlecht ab. Er war der zweite Sohn Roberts, Grafen von Leicester, aus der Ehe mit Dorothea, der ältesten Tochter Henry Pyrrey's, Grafen von Northumberland, die sein Vater im Jahre 1618 heirathete. Sein eigentliches Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es wohl das 1622ste gewesen seyn. Sein Vater trug große Sorge, ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn deßwegen mit, da er im Jahr 1632 als Gesandter nach Dänemark ging. Eben dieses that er auch im Jahr 1636, während seiner Gesandtschaft am Französischen Hofe: wo er sich (wie aus einem Briefe seiner Mutter erhellt) bereits durch die Lebhaftigkeit seines Witzes und die Anmuth seines Umgangs auf eine sehr vortheilhafte Art bemerklich machte. Wir

finden sonst keine weitere Nachricht von seiner Erziehung; aber sein Werk von der Republik, und die Grundsätze, denen er in seinem Leben gefolgt, lassen nicht zweifeln, daß er schon in seiner Jugend aus den Schriften der alten Griechen und Römer diese republikanische Sinnesart und diesen herzlichen Haß gegen Tyrannei und Tyrannen eingesogen, der ihn sein ganzes Leben durch beseelt, und wovon er endlich das Opfer geworden.

Nach dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am Ende des Jahrs 1641, erhielt er das Kommando über eine Kompagnie zu Pferde beim Regiment seines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieses Königreichs war. Er reiste mit seinem ältesten Bruder, Lord Viscount Lisle, dahin, und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch sein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahre 1643 erhielt er vom König Erlaubniß wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden August zu Lancashire landete, wurde er auf Befehl des Parlaments nach London in Verhaft gebracht, und zur Annahme eines Kommando's daselbst vermocht.

Den 10. Mai, im Jahre 1644, machte ihn der Graf von Manchester, Generalmajor verschiedener Grafschaften, zum Kapitain einer Kompagnie zu Pferde bei seinem eigenen Regimente. Sein Bruder, Lord Viscount Lisle, welcher kurz darauf General-Lieutenant von Irland und Befehlshaber über die

dortigen Völker wurde, gab ihm das Kommando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daselbst zu dienen, und aus dem geschriebenen Tagebuche des Grafen, seines Vaters, sieht man, daß er gleichfalls General-Lieutenant der Kavallerie von Irland und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor seiner Reise in dieß Königreich das Gouvernement von Chichester hatte, und der Schlacht bei York und verschiedenen andern Akzionen beigewohnt.

Den 2. Mai empfing der Oberste Sidney den Dank vom Parlament für seine guten Dienste in Irland, und wurde nachher zum Gouverneur von Dover bestellt. Im Januar 1648 wurde er zu einem von König Karls Richtern ernannt, ging aber nicht in ihre Versammlung. Warum er dieß nicht that, wissen wir nicht. Indessen ist offenbar, daß er sowohl aus Neigung, als Grundsätzen, ein eifriger Republikaner, und deßwegen ein eben so abgesagter Feind von Olivier Cromwell war, so bald dieser die höchste Gewalt im Staat an sich zog, als er vorher, und so lange er Hoffnung hatte, der Verfassung Englands die Gestalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freistaats gewinnen zu sehen, ein erklärter Gegner der unbeschränkten Monarchie gewesen war.

Als aber nach der Abdankung des Protektors Richard, Cromwell das Parlament im Mai 1659 wieder aufgerichtet, und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beides

als Menschen und als Christen, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde, oder Versammlung der Lords, in Sicherheit zu stellen, so stimmte er mit hierzu, und wurde selbst zu einem von den Räthen des Staats, und den 5. Jun. darauf ernannt, mit Sir Robert Honeywood und Bulstrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwischen dem König von Schweden und Dänemark Frieden zu negoziiren; wiewohl Whitelocke Mittel fand, sich von diesem Auftrag wieder los zu machen, und einen andern an seiner Statt ernennen zu lassen.

Als bald nachher alle Umstände sich zur Wiedereinsetzung König Karls II. anließen, schrieb der Oberste Sidney in der Nachschrift eines Briefes an seinen Vater: „Ich sage itzt nichts von meinen eignen „Entschließungen in Rücksicht auf die Ereignisse, die „theils schon vorüber sind, theils täglich noch erwartet werden. Das Wahre davon ist: ich weiß sie „selbst noch nicht. Die Sache ist zu schwer, als daß „ich in so großer Entfernung darüber urtheilen „könnte: zumal da ich nicht weiß, was in meiner „Macht oder Wahl stehen wird. Wenn ich keine „neuen Befehle empfange, werd' ich so eilfertig als „möglich zurückkommen, und dann den Weg gehen, „welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen, oder „ihre besten Freunde mir rathen, und das so lang „ich kann, ohne die Grundsätze der Ehre oder des

„Gewissens zu beleidigen; wiewohl ich überzeugt bin, „daß mir weder von Ew. Gnaden, noch den übrigen, „deren Meinungen ich achte, so etwas kann zuge„muthet werden. So lange ich hier bin, dien' ich „England, und werde mit allem nur möglichen Be„dacht und Eifer das Interesse desselben zu erhöhen „suchen, und den Vorschriften derer nachleben, die „es regieren. Die Bestimmung andrer Punkte ver„spar' ich bis zu mündlichen Unterredungen."

Die Restaurazion des Königs (wie diese Epoche in der Englischen Geschichte genennet wird) erfolgte bekanntlich den 8. Mai 1660, und aus einem Briefe, den Sidney an seinen Vater den 16. Jul. aus Stockholm erließ, zeigt sich, daß er und seine Kollegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß nach England zurückzukehren erhielten, daß er aber für seinen Theil, ungeachtet der persönlichen Freundschaft des General Monk, sich in großer Verlegenheit befand, da er, so wie die Sachen standen, weder mit Anstand seinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Ursach hatte, sich in England für sicher zu halten, ungeachtet der General Monk (der, als das vornehmste Werkzeug der Restaurazion, damals alles beim Könige vermochte) immer viel persönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äußert die nämliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22. Jul., und bittet seinen Vater um Anwei-

sung, wie er sich in seiner sehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leicester ist vom 30. Aug. datirt, und enthält unter andern folgendes: „Ich halt' es für undienlich, und „fast gar für unsicher, daß du itzt nach England „zurückgehest. Denn Powel wird dir gesagt haben, „daß er bei seinem Aufenthalte hier gehört: Du „solltest von der allgemeinen Begnadigung ausge„schlossen seyn, und ob ich gleich nicht weiß, was du „gethan, oder hie und da gesprochen haben magst; „so hab' ich doch verschiedentlich gehört, daß man „von dir so eine schlimme Meinung als von irgend „einem, sogar von denen hat, welche den letzten „König zum Tode verurtheilt haben. Als ich noch „glaubte, es fände keine andere Einwendung gegen „dich statt, als daß du von der Gegenpartei gewe„sen: sprach ich mit dem General Monk zu deinem „Besten, und erhielt die Antwort: du wärest übel „beim König angeschwärzt worden; er wolle aber „sein Möglichstes für dich thun. Ich wollte darauf „noch mit Jemand sprechen — du magst rathen, wen „ich meine: — allein seit dem habe ich solche Dinge „von dir gehört, daß auch bloß in der Ungewißheit „ihres Grundes wohl niemand seinen Mund für dich „aufthun möchte. Ich will dir einige Punkte er„zählen, und du wirst wohl thun, wenn du dich deß„wegen rechtfertigst. Es heißt: die Universität zu „Kopenhagen hätte dir ihr Album geschickt, damit du

„etwas hineinschreiben möchtest, und du hättest dann „diese Worte

— Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem:

„hineingeschrieben, und deinen Namen darunter ge„setzt. Wenn dieß wahr ist, so kann's nicht anders „als öffentlich bekannt seyn. Auch heißt es: ein Mi„nister, der eine gewisse Lady Laurence zu Chelsea „geheirathet, itzt aber zu Kopenhagen wohnt, wäre „dort mit dir in Gesellschaft gewesen, und hätte zu „dir gesagt: ich glaube, Sie waren keiner von den „Richtern des letzten Königs, oder schuldig an seinem „Tode?" — Was? — hättest du gesagt: — Schuldig? — Nennen Sie das Schuld? — Es war die gerechteste und bravste That, die je in England oder irgendwo geschehen ist, und darauf hättest du noch verschiedene Reden von eben der Art ausgestoßen. Ferner heißt es: als du erfahren, daß man damit umgehe, dich in Verhaft zu nehmen, hättest du dem König von Dänemark selbst davon Nachricht gegeben, und gesagt: ich höre, daß man Willens sey, sich meiner zu bemächtigen; aber wer will das? Est-ce notre bandit? und dadurch sollst du den König gemeint haben. Ueberdieß will man dich in heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Person und Familie haben sprechen hören, welches dir schwerlich vergeben oder vergessen werden wird, dafern du

dich nicht rechtfertigen kannst. Denn solche persönliche Beleidigungen machen tiefere Eindrücke, als öffentliche Handlungen im Krieg oder Frieden u. s. w. Das Resultat von dem allen war, daß ihm sein Vater rieth, bis auf weitern Bescheid, sich in Hamburg aufzuhalten.

Nachdem er sich einige Zeit unter den Musen Italiens und ihren Kunstwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich, sich seinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf seiner Reise besuchte er den ehemaligen Parlementsgeneral Ludlow, einen der rechtschaffensten Männer seiner Partei, (selbst nach dem Geständniß der gegenseitigen) und seine übrigen Freunde auf ihren Ruhesitzen in der Schweiz, bei denen er sich etliche Wochen aufhielt, und sich ein rechtes Geschäfte daraus machte, sie öffentlich als seine Freunde zu erkennen und ihnen so viel gute Dienste zu leisten, als er konnte.

Von seinem Aufenthalt in den nächstfolgenden Jahren ist nichts bekannt, außer daß er sich im Jahre 1665 in Augsburg befunden, wohin (wenn den Memoirs des General Ludlow hierin zu glauben ist) König Karl II. zehen Männer abgeschickt haben soll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber

ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

Er blieb bis ins Jahr 1777 außerhalb seines Vaterlandes, nämlich so lange, bis er endlich durch Vermittlung des Sir Henry Saville, damaligen Englischen Abgesandten am Französischen Hofe, vom Könige begnadigt wurde, und dem zufolge die Erlaubniß erhielt wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahr 1678 bewarb er sich um die Parlamentsstelle der Stadt Guilford in Surrey; allein, da der Hof sich seiner Wahl widersetzte, hielt er es, unerachtet er nicht unterließ seinen Wählern daß unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieser Sache, mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, vorzustellen, doch nicht für dienlich, seine Bewerbung durchsetzen zu wollen. Eben so unglücklich war er im nächstfolgenden Jahre bei seiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Sussex, weil die Sache schon vorher von Sir John Pellham, und der Familie der Sidney's, welche die Hitze und den Muth seines Geistes bei solchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil seines Bruders, Heinrich Sidney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahre 1683 wurde er angeklagt: als sey er in dem bekannten Rye House Complot *) verwickelt

---

*) S. Hume's Gesch. von Großbritannien Bd. 2. S. 243. d. Uebers.

gewesen, und wurde deßwegen, als der Prozeß des Lord Russels geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte sich, er würde sich gehörig zu vertheidigen wissen, wenn sie irgend einen Beweis gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch dieses oder jenes, das er etwa sagen möchte, Stärke zu geben, sey er nicht Willens. Auf diese Art war seine Untersuchung sehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower; wurde aber vermittelst eines Habeas corpus den 7. November 1683 dem Kings-Bench-Gericht überliefert, und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen seines ungerechten und grausamen Charakters in der Englischen Geschichte gebrandmarkte Jefferies war damals Lord-Oberrichter; und diesem schon mit dem Blute so vieler Unschuldigen und Edeln befleckten Unmenschen war es ein leichtes, eine parteiische Jury dahin zu bringen, die Unschuld selbst schuldig zu finden. Nie ist ein Prozeß tumultuarischer und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider Sidney aussagte, war der Lord Howard; weil aber das Gesetz zwei Zeugen erforderte: so fiel man auf ein seltsames Mittel, um diesen Mangel zu ersetzen. Als man das Studirzimmer des Gefangenen durchsuchte, fanden sich einige Abhandlungen über die Regierung, worin er Grundsätze behauptete, welche zwar der Freiheit günstig, aber doch so beschaffen waren, daß (wie Hume sagt) die

besten und gehorsamsten Unterthanen in allen Zeiten dieselben bekannt haben: Nämlich, den Urvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Gesetz erlaubte Freiheit dem Tyrannen zu widerstehen, den Vorzug der republikanischen Verfassung vor der Regierung einer einzigen Person, u. s. w. Von diesen Schriften behauptete man, daß sie so gut wären, als ein zweiter Zeuge. Der Gefangene antwortete: sie hätten keinen andern Grund, warum sie ihm diese Papiere zuschrieben, als die Aehnlichkeit der Hand: ein Beweis, den man in gerichtlichen Untersuchungen niemals annähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfasser wäre: so hätte er sie doch nur bloß zu seinem eigenen Vergnügen aufgesetzt, und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Person gezeigt. Wenn man sie recht wohl ansähe, so würde man aus der Farbe der Dinte finden, daß sie schon vor vielen Jahren geschrieben wären, und sie würden ganz unstatthafter Weise als Zeugniß von einer jetzigen Verschwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Gesetz ausdrücklich zwei Zeugen forderte: so könnte Ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendsten Umstände aussagte. Alle diese Gründe, ob sie gleich der Gefangene mit großem Muth und Stärke am Verstande vortrug, verschlugen nichts. Parteiische, gewissenlose, und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn schuldig, und er empfing

also sein Todesurtheil. Die Vollziehung desselben aber wurde, ungewöhnlicher Weise, drei Wochen länger aufgeschoben, um dem allgemeinen Unwillen, den seine Inquisizion, als ein Verfahren von der ungeheuersten Ungerechtigkeit, erregt hatte, Zeit zu lassen, sich wieder zu setzen. In dieser Zwischenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, seinen Neffen durch Heirath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe seiner Rechtfertigung und eine Appellazion an Se. Majestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferies sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben, so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm allezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7. December 1683. auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhaftes hatte er einigemal nach Predigern von der Independenten-Partei geschickt, und sich mit ihnen als ein Christ auf sein bevorstehendes Schicksal vorbereitet. Jetzt ging er dem Tod mit der Unerschrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der sich den Markus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er sprach wenig, und sein Gebet war sehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf einen Streich abgeschlagen, und der Leichnam des folgendes Tages

bei seinen Voreltern zu Penshurst (dem alten Familiensitze der Sidneys) beigesetzt. Das Papier, das er vor seiner Hinrichtung den Sherifs übergab, enthält eine kurze Vorstellung des gesetzwidrigen Verfahrens seiner Richter, und der in seinem Manuskripte enthaltenen Grundsätze. Es endet sich mit diesem merkwürdigen Schlusse: „Gott vergebe diese bösen „Praktiken (er hatte zuvor von denenjenigen gesprochen, die an ihm ausgeübt worden) und wende all „das Unheil ab, das die Nazion durch sie bedroht. „Der Herr heilige dieses mein Leiden in mir, und, „wiewohl ich als ein Opfer von Götzen falle, dulde „er nicht, daß Götzendienst in diesem Lande Wurzel „fasse! Segne dein Volk und rette es! Erwecke „die Kraftlosen; leite die Willigen; stärke die Wankenden; und gieb Weisheit und Lauterkeit Allen! „Ordne alle Dinge zu deiner größten Verherrlichung, „und gieb, daß ich so sterbe, wie es demjenigen „ziemt, der durch sein besonderes Verhängniß auserwählt worden ist, als ein Zeuge deiner Wahrheit, „und (nach dem selbsteigenen Bekenntniß meiner „Widersacher) für diese gute alte Sache zu sterben, „der ich von meiner Jugend an angehangen, und „für welche du dich oft und auf eine wundervolle „Weise selbst erklärt hast.“ — Das Motto, welches er, während des Parlamentskrieges mit Karl I. gewöhnlich statt Schild und Wappen führte, Sanctus amor patriae dat animum, war also kein Motto

wie so manche Motto's, die man aus Ostentazion, oder, Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerspiel von dem Leben derer, die sie führen, sind. Diese heilige Liebe zum Vaterlande war die einzige Leidenschaft seines Herzens; er lebte für sie, und noch im Tode war's ihm süß, für sie zu sterben.

Das Gefühl dessen, was die Nazion der Unschuld und dem Andenken dieses edlen Mannes schuldig sey, war fünf Jahre nach seinem Tode noch so lebendig und wirksam, daß die Akte vom 13. Februar $168\frac{8}{9}$, wodurch das Parlament den ganzen Prozeß seiner Inquisizion und Verurtheilung als für gesetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der ersten Handlungen des Parlaments nach der Revoluzion gewesen ist.

Die Mühe, die sich der bekannte Sir John Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigsten Patrioten unter Karls II. heilloser Regierung, und unter ihnen auch dem Obersten Algernon Sidney, durch beurkundete Beweise, daß sie Pensionen von Ludwig XIV. angenommen, einen Flecken anzuschmitzen — und die mancherlei Schreibereien pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, sind vielleicht wenigen unbekannt. Die ganze Sache ist kaum der Erwähnung werth. Auch zugegeben, daß es mit diesen Urkunden seine Richtigkeit habe, so hat doch der verhaßte Triumf, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Russel und

Sidney dadurch erhalten zu haben vermeint, einen sehr schwachen Grund. Wenn Sidney auch Pension von Ludwig XIV. gezogen hat (und es war wirklich sehr wenig); so ist doch unerwiesen, und wird wohl ewig unerwiesen bleiben, daß er sich darum zu einem Sklaven des Französischen Hofes gegen sein Vaterland verkauft habe. Dieser hatte freilich dabei andre Beweggründe und Absichten als die Patrioten; aber die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben, oder mit Karls II. Art zu regieren äußerst unzufrieden seyn mußten, konnten (wenigstens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauren, die republikanische Verfassung wieder herzustellen, oder wenigstens eine eingeschränktere Regierungsart, als die willkührliche Monarchie der Stuarte festsetzen zu helfen, und den Umständen nach, für dienlich und nöthig erachten, sich den Weg, von Frankreich unterstützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthusiasten für bürgerliche Tugend und politische Freiheit zu seyn; oder vielmehr eben darum, weil sie es waren, konnten sie, ohne Nachtheil ihres Charakters, sich durch Zeit und Umstände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuschlagen, die sie unter glücklichern Umständen verworfen hätten.

Der Charakter, den Bischof Burnet von Algernon macht, wiewohl er mit einem ziemlich rauhen Pinsel und in der gesudelten Manier, die diesem Prälaten gewöhnlich war, hingekleckt ist, und von einem Manne

herrührt, der nicht fähig war, einem Independenten völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ist mir gleichwohl lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm sagt, beinahe wider Willen aus seiner Feder geflossen zu seyn scheint; ungefähr wie sich in Bileams Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er „war (sagt der Bischof in seiner Geschichte (ein „Mann von dem außerordentlichsten Muthe — stand„haft bis zur Hartnäckigkeit; aufrichtig, aber von „einem rauhen stürmischen Temperament, das keinen „Widerspruch ertragen konnte. Er schien ein Christ „zu seyn (wenn ein Mann wie Algernon Sidney „etwas zu seyn s c h e i n t, Hochwürdiger Herr, so ist „e r ' s!), aber auf seine eigene Weise (eben darum „weil ihm's Ernst damit war), er glaubte, es müßte „wie eine göttliche Filosofie in der Seele seyn (ein „großer Sinn, undeutlich ausgedruckt) aber er war „gegen allen öffentlichen Gottesdienst, und gegen „Alles was wie eine Kirche aussah (doch wohl cum „grano salis?). Er hielt steif an alten republikani„schen Grundsätzen, und war so ein Feind von allem, „was wie eine Monarchie aussah, (sollte heißen: „was wie willkührliche Gewalt aussah) daß er sich Crom„welln heftig entgegen setzte, sobald er zum Protektor „gemacht war. Er hatte die Geschichte der bürger„lichen Regierung in allen ihren Zweigen mehr stu„dirt als irgend ein Mann den ich kenne.“

Es befinden sich unter den Familienpapieren der

Sidney's zu Penshurst noch verschiedene Traktate in Lateinischer und Italiänischer Sprache, und ein Versuch über tugendhafte Liebe, Englisch geschrieben, von ihm; aber seine Diskurse über bürgerliche Regierung allein werden seinen Namen verewigen, und sind hinlänglich, uns wegen des Verlusts von Cicero's Sechs Büchern de Republica zu trösten — sagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772, und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Urkontrakt gänzlich so denken kann, wie Sidney) völlig seiner Meinung, „daß dieses Werk eines der edelsten Bücher ist, die der menschliche Verstand jemals hervorgebracht hat.“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 48

Leipzig 1826

P.o.germ. 1594 ng-48
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123277-3